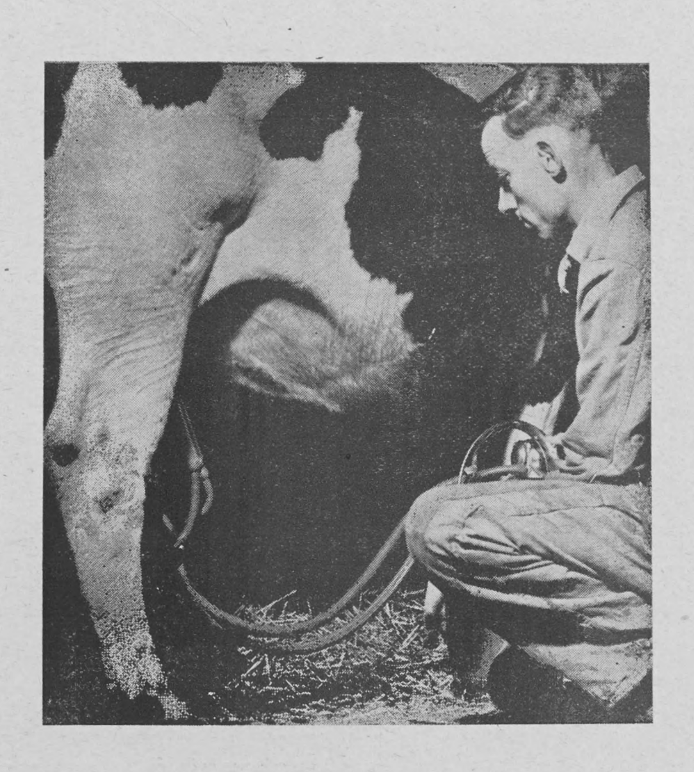
MARIENBOTE



August 1945

Inhalt

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 11 | August 1945 | 13. Jahrgang

Dies und Das

Erregung auf Kommando

In der Ausgabe vom 30. Juni 1945 des "Wanderers" von St. Paul, U.S.A., schreibt E. J. Reichenberger: "Die Propagandamühlen arbeiten derzeit mit Hochdruck, um die Greuel auszuschroten, die aus den Nazi-Konzentrationslagern Buchenwald, Dachau usw. berichtet werden. Hollywood schaltet sich instinktgemäss ein in die Konjunktur. Samuel Goldwyn, der Filmmagnat, bringt die Anregung, "es würde der Welt förderlich sein, wenn die Delegierten in San Francisco zwei, drei Tage damit zubrächten, zu studieren, was die Deutschen in England, Frankreich, Russland angerichtet. Eine solche Schau würde ihnen helfen, ihre Mission zu verstehen" (New Yorker "Times", 23. März 1945).

Nun, ich verfolge ziemlich viele der Berichte, die jetzt durch die Presse gehen; ich habe mir sogar einen Film angeschaut. Entsetzlich, grauenhaft, unmenschlich! Und doch konnte ich mich nicht in hysterische Erregung versetzen, die der Zweck dieser Propaganda sein soll. Nicht etwa weil mich der Krieg schon abgestumpft hätte, — ich habe den "Blitz" in London miterlebt. Ich glaube nicht, dass mein moralisches Empfinden schon so abgestumpft ist, dass ich zwischen recht und unrecht nicht mehr unterscheiden könnte. Ich halte noch immer daran fest, dass die Gebote Gottes über militärischen Notwendigkeiten stehen, dass der Krieg nicht ein Moratorium der rechtfertigt, dass unterschiedsloses Bombardieren der Zivilbevölkerung Mord ist. Die Artikel und Bilder machten nicht deshalb auf mich nicht den beabsichtigten Eindruck, weil ich in den Jahren des Kampfes gegen Hilter den Platz in einem KZ (Konzentrationslager) für mich reserviert sah, wäre ich nicht dank der Vorsehung und der Tatsache, dass mich ein "Non-stop"-Flug nach Paris brachte, daran vorbeigekommen. Ich war nicht so entsetzt, weil die Propaganda-Absicht gerade vor und während San Francisco zu offensichtlich ist. Ich bin Mensch, Christ, Priester und nicht Schauspieler, dem die Regie die Rolle auslegt. Ich kann mich nicht auf Kommando erregen. Mein Entsetzen wird durch die verbrecherische Tat, nicht durch die Aufmachung hervorgerufen. Jede Nebenabsicht verstimmt mich. Recht ist Recht, wenn mein Feind im Recht ist; Unrecht ist Unrecht, wenn es mein Bruder begeht. Zuviele Fragen drängten sich mir auf.

1. Die Tatsache der Unmenschlichkeit in den KZ's ist der Welt nicht erst seit der Niederlage Deutschlands bekannt, nicht erst seit die Verbrecher von ihren Opfern verscheucht wurden wie die Cayotes von der Prärie. Gerhard Seeger hat 1935 in Karlsbad eine Schrift herausgebracht

unter dem Titel "Oranienburg", ein KZ, aus dem er entflohen war. Die Schrift wurde in viele Sprachen übersetzt. — Wenn man diese Schrift — nicht die einzige — als Privatarbeit abtun wollte, sei darauf verwiesen, dass die britische Regierung zu Kriegsausbruch ein sogenanntes Weissbuch herausgab. Die darin veröffentlichten Dokumente gehen zurück bis März 1938. (Deutsche Ausgabe erschien bei Lincolns-Prager, London.)

2. Das Weissbuch ist der unwiderlegliche Beweis, dass England schon 1938 — wenn nicht früher — um die Vorgänge in den KZ's wusste. Warum keine Aufregung und keine Propaganda zu diesem Zeitpunkt? Hier ist die Antwort: "So lange auch nur die leiseste Hoffnung auf eine Verständigung mit der deutschen Regierung bestand, wäre es falsch gewesen, irgendetwas zu tun, das die Beziehungen der beiden Länder verschärfen konnte" (S. 4). Sir Archibald Sinclair, der Führer der Liberalen Partei, Luftfahrtsminister in Churchills Kabinett, ist noch deutlicher: "Wir können Zeugen sein der Unterdrückung der Gestapo und der KZ's. Wir haben das Recht und die Pflicht, diese Aeusserungen der Barbarei zu verurteilen, aber es ist nicht unsere Aufgabe, ein anderes Volk für seine Missregierung zu bestrafen oder gar Krieg zu führen im Interesse Pastor Niemöllers oder der deutschen Juden" (Londoner 'Times', 2. November 1939). — Nicht "expedient"!

3. Das Weissbuch bezeugt eine andere Tatsache, die von der derzeitigen Propaganda geflissentlich verschwiegen wird, — die Tatsache, dass die ersten Opfer der Nazis nicht Ausländer, nicht einmal Juden waren, sondern Deutsche: ". . . Die britische Regierung hält es für angezeigt, einige Dokumente zu veröffentlichen, die sie über die Behandlung deutscher Staatsangehöriger in Deutschland selbst erhalten hat. Im Jahre 1933 wurden Mitglieder der Oppositionsparteien in Massen verhaftet und in KZ's überführt, wo sie der barbarischsten Behandlung ausgesetzt wurden. Auspeitschung und Folter standen auf der Tagesordnung; in ganz Deutschland wusste man, dass die Nazis an allen, die jemals gewagt hatten, sich ihnen zu widersetzen, furchtbare Rache übten" (S. 3). So war es im wesentlichen von 1933—39, und die Welt schwieg dazu! — Nach München hat die tschechische Regierung in voller Kenntnis dieser Tatsache tausende von Sudetendeutschen, die mit der Waffe in der Hand von der Verteidigung der Grenzen zurückkamen, in versiegelten Viehwagen in Hitlers KZ abgeliefert.

4. Die KZ's haben nicht die Marke "Made in Nazi-Germany". Während des Burenkrieges beschuldigte Jan Christian Smuts die britische Regierung einer Politik, die sich durch "unerhörte Barbarei" auszeichnete, darunter die Zusammenpferchung von Frauen und Kindern in Konzentrationslagern. Zweiundzwanzigtausend von ihnen fanden dabei den Tod. — Der Massenmord an 1,200,000 christlichen Armeniern seitens der Türken während des letzten Weltkrieges sollte noch in Erinnerung sein! Präsident Wilson hat darüber in Versailles berichtet. Lord Bryce sprach vom "grössten Verbrechen, das während des Krieges begangen wurde." Es war gute Propaganda gegen den damaligen Feind, den Bundesgenossen von heute. Als derselbe Lord nach dem Waffenstillstand anregte, wenigstens die wenigen überlebenden Frauen aus den Harems und Freudenhäusern zu retten, hatte er "little success". (Vgl. M. Hirschfeld, "Sexual History of the World War", S. 314—321.) — Und die Greuel in Russland, Spanien, Mexiko? Der Papst sprach von der "Verschwörung des Schweigens". Es ist vielleicht wenig bekannt oder schon vergessen, dass Bernard Shaw sich damals bei der Presse der Ver. Staaten verwendete, eine Feststellung des Papstes über die Greuel in Mexiko zu bringen. "Katholische Propaganda!" war die Antwort. — Und was geht seit Jahren und besonders die letzte Zeit im Osten Europas unter der Herrschaft der Bolschewiken vor? "Marschall" Tito mordet die Katholiken Kroatiens hin. Kein Staatsmann und kein Journalist, der es nicht wüsste. Katholische Propaganda oder, wie Mr. Eden kürzlich sagte, als man ihn aufforderte in Kroatien einzuschreiten: "Internal affairs"! Sir Archibald erklärte: "Wenn sie (die Nazis) ihre Tyrannei ihren Nachbarn aufzuzwingen suchen, dann ist Friede und Freiheit jeder anderen Nation, einschliesslich unserer eigenen, bedroht." Ganz recht, auch wenn die Kommunisten ihre Tyrannei ihren Nachbarn aufzwingen, den Litauern, Polen, Ungarn, Oesterreichern, ist die Freiheit und der Friede der Welt in Gefahr; aber das "appeasement" Stalins geht weiter. Man kann die Probleme der Welt nicht mit "expediency" lösen.

Kann man das ganze deutsche Volk für diese Verbrechen in Dachau, Buchenwald, Belsen verantwortlich machen? Schuschnigg und Niemöller, die etwas wissen sollten, sagen: "Nein! Das deutsche Volk war ein Opfer der Nazis so gut wie die anderen." G. Seymor berichtet eben, dass man Verbrecher aus den Gefängnissen heranzog zu den Teufeleien in Dachau, weil die SS sich dafür nicht hergab (Minneapoliser "Morning Tribune", 11. Juni). F. S. Campbell schreibt in der "Catholic World" (Juni), dass nicht einmal ein Prozent der Deutschen an den Greueln beteiligt

war. Der Realist Stalin ist auch hier weitschauender, er weiss warum. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, dass der Feind von heute der Freund von morgen ist. Während des Krieges war der russische Jude Ilya Ehrenburg gut genug, in der infamsten Weise zu hetzen und die Leidenschaften aufzureizen. Jetzt weist ihn die "Pravda" (14. April) zurecht: "Comrade Ehrenburg oversimplifies." Sie verweist ihn auf Stalins Wort: "Es wäre lächerlich, die Hitler-Klique mit dem deutschen Volk und dem deutschen Staat zu identifizieren. Die Geschichte beweist, dass die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk und der deutsche Staat bleiben."

Es fehlt der Raum, andere Fragen zu behandeln. Ich sah kürzlich einen Film von den Greueln mit der Leiche Mussolinis in Italien. Dieselben Leute, die früher den Duce umjubelten, trampeln auf seine Leiche, bespucken sie. Ich hatte das Gefühl, dass dieser Pöbel zu jeder Barbarei in jedem KZ fähig wäre. Ich fürchte nur, diese Propaganda kann allzu leicht zum Bumerang werden. Ich halte es für gefährlich, dass man jetzt die Deutschen zwingt diese Filme zu sehen, ganz abgesehen davon, dass man damit beweist, dass das deutsche Volk von den Greueln nichts wusste. Die Menschen, die in Paris Dirnen die Kleider abrissen und sie nackt und geschoren durch die Strassen trieben, handeln nicht alle aus Patriotismus und verletztem Gerechtigkeitsgefühl. Der Weg der Gerechtigkeit führt nicht über Sadismus.

Es liegt mir fern, irgend ein Verbrechen, das von den Nazis begangen wurde, zu bestreiten oder auch nur zu beschönigen. Strafe den Schuldigen, ja! Merkwürdig, in den Bildern sah man, dass arme Teufel herangezogen wurden, die Leichen der Opfer zu begraben. Warum arme Unschuldige, warum nicht die wirklich Schuldigen? Ich wehre mich nur dagegen, dass man ein ganzes Volk verurteilt, weil es nicht imstande war, die Pestbeulen aus einem kranken Körper auszuschalten. Ich wehre mich gegen den doppelten Masstab: Ueberbetonung der Schuld auf der einen Seite, Blindheit nach der anderen. Man kann auf Hass und Rachsucht keine neue Ordnung aufbauen. Ich halte es mit dem Papst: Gerechtigkeit und Liebe. Ich halte es mit dem Evangelium.

DIE GESEGNETEN

Der Mann:

. . . und gebenedeit
ist die Frucht
Deines Leibes,
Gottesgebärerin!
Siehe,
auch meines treuen
Weibes
wehende Zeit
ist hin.
Hat schon alle die Windeln
gesäumt.
Gib,
dass sie im Wachen
und Schlummer
nur Gutes träumt.

Die Frau:

Den Du,
o Jungfrau,
getragen hast,
hör meinen Sinn:
Mach' mich
dem werdenden Wunder
gefasst —
Mutter und Helferin,
Empfiehl mich
Deinem Kind,
unserm Herrn.
Sei Licht
meiner Kammer
und Stunde.
Du Morgenstern!

—**Franz Pagés**

"Die Heilige Schrift enthält genug Klarheit, um die Auserwählten zu erleuchten, und genug Dunkelheit, um sie demütig zu machen. Sie enthält aber auch genug Dunkelheit, um die Verstockten zu verblenden, und genug Klarheit, um sie unentschuldbar zu machen."

Laros.

Die Heilige Scholle

Erzählung von M. Kerbler

Müde, so müde und kraftlos, wie die Natur selbst es war an diesem grauen, totenstillen Spätherbsttage, waren auch die Schritte des etwa vierzigjährigen, kräftigen Mannes, der, aus der Fabrik kommend, seiner Behausung zuschritt. Die Natur, ja, die hatte es gut! Alle waren zufrieden mit ihr, mit dem, was sie geschaffen seit dem ersten Frühlingserwachen, mit dem Segen, den sie ausgestreut in den letzten Erntemonaten, und alle fanden es begreiflich, dass sie nun zur Ruhe ging und gönnten ihr dieselbe. Mit der Ruhe aber, die ihm jetzt aufgezwungen wurde, war niemand einverstanden, er selbst am allerwenigsten.

Wie wenig hatte seine Arbeit ihn befriedigt, die seine Kräfte so gar nicht in Anspruch nahm und ihn trotzdem bis zur Erschöpfung ermüdete! Ein wahrer Hass hatte den freien und einst so froh schaffenden Bauer im Laufe der Jahre gegen die eintönige, Geist und Körper tötende Fabrikarbeit erfasst. Und nun er sie verloren, diese verachtete, oft wie eine unerträgliche Last empfundene Arbeit, erschien sie ihm wie ein köstlicher Schatz. Was war er nun ohne sie? Ein Bettler, ein Ausgestossener, ein Unbrauchbarer, ein Mann, der in der Vollkraft seiner Jahre von Almosen leben sollte! Denn nur als solches empfand sein stolzer Bauernsinn die Arbeitslosenunterstützung, auf die er nun angewiesen war.

Ob er es seinem Weibe gleich sagen sollte, dass ihm heute gekündigt worden war? Geschähe ihr zwar ganz recht, denn eigentlich trug doch sie die Schuld daran, dass er ein Fabrikarbeiter war, den man nach Belieben auf die Strasse stellen konnte. Wenn er sich aber den kalten verächtlichen Blick vorstellte, mit dem sie ihn wieder messen würde, dann zog er es aber doch vor, nicht mit der Türe ins Haus zu fallen. Früh genug erfuhr sie es ja immer noch. Ob es überhaupt nicht besser war, nicht nach Hause zu gehen, sondern in die Schenke, in der die anderen Genossen sich zu treffen pflegten und in der es heute nach der beschlossenen Stillegung des Betriebes stürmisch genug hergehen würde. Zögernd blieb er stehen.

Aber wie schon so oft, erfasste ihn auch jetzt wieder ein unsagbarer Ekel vor diesen Führern und ihren hochtrabenden Reden, die den Arbeitern stets das Paradies auf Erden und alle Macht im Staate versprachen und sie doch immer tiefer ins Elend versinken liessen. Nein, es war immerhin noch besser, heimzugehen, da fand er doch seine Kinder, vor allem sein Jüngstes, das herzige, drollige Resele, die ihm die trüben Gedanken vertreiben konnten. Seine Kinder! Die düsteren Augen leuchteten auf bei diesem Gedanken. Er betrat sein Heim, reinlich zwar und nicht allzu eng, traulich aber nicht ! Mit billigem, geschmacklosem Kram angefüllt, glich es einer eitlen Frau, die um jeden Preis sich putzen will, obwohl ihr die Mittel und der gute Geschmack dazu fehlen.

Die Kinder vermochten ihn heute auch nicht aufzuheitern, im Gegenteil! Der Gedanke an die ihnen nun drohende Not umdüsterte seine Sinne nur noch mehr.

“Das muss man sagen”, ergriff endlich sein Weib, eine hübsche, stattliche Frau, das Wort, “auf dein Heimkommen könnt’ man sich freuen! Essigsauer und gallbitter liegt’s einem auf der Zung’, wenn ma dei G’sicht anschaut!”

“Ein ander Weib fraget halt a ihren Mann, warum er a so a G’sicht macht.”

“Ah, bewahr! I werd dir no den Karren herziehen, dass wieder die ganze Schuld auf mi lad’n könnt’st!”

“Und g’schah dir damit etwa Unrecht, Rosl? Könnten wir nit heut’ no auf unserm schönen Hof sitzen, wenn’s di nit also in die Stadt zogen hätt’? All’s ist dir z’schlecht und z’ minder g’wesen auf’n Büchelhof! Unser grosse, alte Stuben mit’n schön Herrgottswinkel, mit’n g’schnitzten Uhrkasten und dem riesigen Ofen, der im Winter so schön warm geben hat. Und Stadel und Stall no viel mehr! Hast di nie kümmern mögen ums liebe Vieh, hast ka Aug dafür g’habt, wie’s heranwachst, wie’s jed’n Tritt kennt, und wie’s die Händ leckt, die ihm’s Futter geben, und wie seine Augen an dir hängen, viel treuer und dankbarer als die von an Menschen. ’s Feld grad so! Im Feld hast du nix anders als die harte Arbeit g’segn und nix von dem Wunder, wie aus einem so winzigen Samenkörnl ’s Pflanzl aus ’n Boden schiesst und grösser, immer grösser wird und Blüh und Frucht bringt. Ausg’lacht hast mi, wenn’s mei grösstes

Sonntagsvergnügen g'wesen ist, über die Felder z' gehn und mi an dem Wachsen und Blühen z' freuen. G'lacht hast über mi, wenn der Gedanke, dass i armer, einfacher Bauer 'n allmächtigen Herrgott bei seiner Schöpfung a bissel an die Hand giahn darf, mir alle Müh und Arbeit leicht g'macht hat."

"Wie sollt man a nit lachen bei so an überspannten G'red", warf die Frau ein.

"Und ist etwa das nit überspannt, dass dir die städtischen Fetzen, die 's Notwendigste kaum zudecken, seidene Strümpf und an umg'stülpter Topf am Kopf besser g'fallen haben als unsere ehrliche, schöne Bauerntracht?"

"Die Gusto sein halt verschieden", höhnte die Frau, "aber was der ganzen Welt g'fallt, muss wohl schöner sein, als was nur ein paar dummen Bauern g'fallt!"

"G'fallt's ihr wohl? Muss nit sein, weil die Mode alleweil was anders bringen muss. Ist mir übrigens gleich, und wenn sie no so narrisch tut, nur mei Weib sollt nit mittun bei der Narretei, viel Unglück wär uns dann erspart blieb'n!"

Der Mann hatte recht! Nicht sein Wille, nicht eigenes Unvermögen oder Unglück hatte den Büchler Lenz von seinem schönen Hofe vertrieben, einzig nur der Wille seiner Bäuerin, die, obwohl selbst aus Bauernblut entstammt und auf einem Bauernhofe aufgewachsen, doch nur eine Sehnsucht kannte: In die Stadt ziehen, in der Stadt zu leben! Immer ging sie wie eine Fremde, die nur zeitweiligen Aufenthalt genommen, durch das schöne Anwesen. Dass es keinen Schaden dabei nahm, war nur des Bauern Verdienst und der seiner ältlichen Base, die auf dem Hofe lebte. Da kam der Krieg, der Bauer musste einrücken und der Hof war nun seinem Weibe überantwortet. Aber was alle erwartet, trat nicht ein; Rosl vernachlässigte das Anwesen nicht, im Gegenteil, sie verwandte ihre ganze Energie auf dessen Bewirtschaftung, weil sie ihren Vorteil dabei ersah, und dafür war sie niemals blind gewesen. Sie arbeitete und — handelte!

Als der Bauer endlich aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, ein müder, kranker Mann, kaum mehr der Schatten seiner selbst, da wies sie ihm stolz ein ganz stattliches Vermögen, das sie in der Zwischenzeit "erhaust" hatte, wie sie sagte, "erwuchert", wie ihre Nachbarn und ungezählte Leidtragende in der Stadt behaupteten.

"Meinst nit, Lenz, wir könnten uns jetzt Ruh vergönnen und in die Stadt ziehen?", lockte die Versucherin, "z' leben haben wir ja!"

Lenz aber war nicht dieser Ansicht. "Wir sein no viel z' jung zum Rasten, Rosl, a Schand wär das!"

"A klein's Gschäftl könnt'n wir ja in der Stadt a no betreiben."

"Da versteh i nix davon, die Bauernschaft aber versteh i und bei der bleib i!"

Steter Tropfen aber höhlt den Stein und wenn es kein harter Stein ist, dem so unaufhörlich zugesetzt wird, sondern nur ein müder, kranker Mann, dem die schwere Arbeit hart genug ankommt, dann ist der Erfolg wohl kaum fraglich. Zu allem Unglück fand sich gerade damals ein Käufer, einer von denen, die in den Hungerjahren des Krieges die nährende Scholle besser würdigen gelernt hatten, als es die Bäuerin vom schönen Bücherhofe tat. Der Hof samt allen Fahrnissen wurde gut verkauft und Rosl sah sich nun am Ziele ihrer Wünsche. In der Stadt wurde eine Wohnung gemietet und nach ihrem gar nicht einwandfreien Geschmack eingerichtet. Gelegentlich wollte man sich auch um ein geeignetes Geschäft umschauen, erst sollte der Lenz aber ganz gesund werden. Jetzt hatte er es ja leicht, hatte den Doktor immer zur Hand. Die Kinder aber konnten die guten Schulen besuchen. Ja, in der Stadt war halt doch ein anderes Leben. Wenn es der Lenz nur auch endlich einsehen wollte!

Aber der suchte immer noch mit sehnsüchtigem Blicke wenigstens die Gegend, in der seine Heimat gelegen, konnte nichts anderes denken, von nichts anderem reden als von seinen "gescheiten Bräunlen, von der wunderschönen Bless, seiner preisgekrönten Zuchtkuh, von Breiten und Leiten, seinen Aeckern und vom Hochmahd". Und ehe sich daran nur das Geringste geändert, brach schon das Verhängnis herein: die Inflation, die in unglaublich kurzer Zeit die reichsten Leute zu Bettlern machte. Ganz plötzlich war all das schöne Geld, das Rosl erwirtschaftet und das der schöne Hof eingebracht, ein fast wertloser Haufen von Papierfetzen,

Gebet im Sommer

Wenn Du entziehst den Segen
Wird niemals Brot und Wein.
Wir flehen um den Regen,
Lass nimmer Dürre sein.
Wir bitten um die Sonne,
Auf dass es wächst und blüht,
Und reiche Erntewonne
Erfreue das Gemüt.
Doch mag es immer kommen,
Wie Du's geplant, gedacht,
Wir fügen uns den Frommen,
Der Herr hat's recht gemacht.

—M. Hohmann.

für die man sich kaum einige Kilo Fleisch kaufen konnte. Für Rosl Gottes Strafe und Vergeltung!

Natürlich war nun keine Möglichkeit mehr vorhanden, irgendein Geschäft zu erwerben, und der einstige stolze Hofbesitzer musste endlich froh sein, Arbeit in einer Fabrik zu finden.— — —

“Natürlich hab in deine Augen wieder i und i allein die Schuld an allem”, sagte die Frau mit weinerlicher Stimme, als sie sah, dass der Mann wieder in sein düsteres Sinnen verfiel, “wahrscheinlich schiebst die Geldentwertung, die uns erst ins Unglück bracht hat, a mir in die Schuh!”

“Na, da kannst nix dafür, das weiss i schon, aber der Hof war uns nit so zerronnen wie’s Geld, auf dem könnten wir heut no sitzen, leben und — arbeiten. Und der ist nur verkauft worden, weil du es wollen hast!”

“Alleweil die alte Leier! Jetzt ist’s amal schon wie’s ist, find di halt endli drein. Arbeiten hast aufn Hof a müssen, viel härter als in der Fabrik, und Hunger g’litten haben wir in der Stadt a no nit.”

“Na, das kimmt jetzt erst!”

“Wia meinst das?”,fragte Rosl, durch den dumpfen, schmerzlichen Ton aufmerksam gemacht, der aus den wenigen Worten klang.

“Wenn ma ka Arbeit und kan Verdienst mehr hat, wird wohl nix anders übrig bleiben.”

Nun war’s gesagt und sie hatte begriffen! Zum erstenmal dämmerte es der verblendeten Frau jetzt vielleicht auf, dass ihr Weg in die Stadt ein verhängnisvoller Irrweg sein könnte für sie und die Ihren, aber noch klammerte sie sich an die Hoffnung, dass es dem Manne schon wieder gelingen würde, Arbeit zu finden, er war ja ein so gewissenhafter und unermüdlich fleissiger Arbeiter. Als solcher war er vom Fabrikherrn immer geschätzt und gehalten worden. Erst als der Betrieb stillgelegt war, hatte auch ihn das Unglück ereilt. Aber diese Hoffnung erwies sich gar bald als trügerisch, man verlor in dieser schrecklichen Zeit wohl seine Arbeitsstelle, aber man fand keine neue.

Wochen, Monate gingen dahin, der Büchler Lenz war immer noch arbeitslos. In der ersten Zeit hatte er sich fast die Füsse wundgelaufen auf der Suche nach Arbeit, aber je erfolgloser dieses Streben war, desto mutloser und apathischer wurde der Mann. Jetzt war er schon viel häufiger in den Kneipen als auf der Arbeitssuche zu finden und verderblicher noch als der schreckliche Fusel, den er hineintrank, waren die Reden all dieser verzweifelten, haltlosen Menschen, denen man das Beste, Köstlichste, das unveräusserlichste Recht genommen hatte, das R e c h t auf A r b e i t , und denen man dafür nur ein armseliges Stücklein Brot reichte, gerade soviel, um nicht Hungers sterben zu müssen.

Nein, nicht einmal soviel! Unmöglich konnte eine Familie mit fünf Kindern von der Arbeitslosenunterstützung ihren Hunger stillen. Stück für Stück wanderten Einrichtungsgegenstände, Betten und Wäsche ins Leihhaus und zum Trödler, und mit Entsetzen wurde Rosl jetzt inne, welch wertlosen Tand sie für teures Geld gekauft hatte. Eine einzige alte Truhe, die sie von

Der Ford-König

Wer drived so spät durch die Nacht wie a Blitz?
Das ist der Pa und sein kleiner Fritz.
Die road ist lumpy voll mud und sand
Die car ist alt und second hand.
Mein Son was heidst du so bang dein Gesicht?
Siehst Vater du die Traintrack dort nicht?
Und um die Curve da raced a Train,
Die Engine choked und die car bleibt stehn.
Ach liebe Fritz das ist all right;
Wir pushen die car auf die andere seit.
Der Papa schiebt und der Fritz der steered,
Da ist auch weiter nix passiert.
Ach Daddy, mein Daddy, und hörst du nicht
Der cylinder rattled und die Axel bricht?
Sei ruhig, bleib ruhig, mein Kind,
Das Windshield ist busted, da blassed ’rein der Wind.
Don’t worry now gleich sind wir zu Haus
Und strecken uns auf dem Sofa aus.
Nur Fritz sei a sport, ich bet dich a dime
In 25 minutes sind wir daheim
Ach Papa, ach Papa, auch guck mal den Steam
Und unter lauft raus das gasoline
Was knocked denn da, ich glaub am end
Die bearings die sind ausgebrennt.
Ach Fritz du machst mich schrecklich nervös
Und bist du nicht still so werde ich bös.
Mein Vater, mein Vater, ach stop die machine
Ein Puncture ein Krach und das Rod is hin.
Der Vater grauset, er macht was er kann
Und inch by inch sie rattled on.
Erreichen den Hof mit Mühe und Not
Da pufft das Fliver, die Engine war tot.

daheim mitgenommen, weil nichts anderes mehr vorhanden war, um ihre vermeintlichen Schätze einzupacken und die dann verächtlich in einen Winkel des Dachbodens gestellt worden war, hatte ihr mehr eingebracht als all der so teuer erworbene städliche Plunder. Aber längst war auch dieser Erlös verbraucht. Viel anderes, Unentbehrliches war der alten Truhe gefolgt und mit Schrecken sah sie den Augenblick in nächster Nähe, in dem sie auch nichts mehr zu verkaufen hatte.

Fürchterlich waren jetzt die schlaflosen Nächte der einst so stolzen Frau. Unaufhörlich, unerbittlich frass die Reue an ihrem Herzen, dieser schrecklichste Quälgeist des Menschen, wenn sie nicht in Gott Ursprung und Ziel hat! Ohne dass ihr Mann es ihr vorzuwerfen brauchte — der sagte überhaupt nicht mehr viel, frass nur all den Schmerz und Grimm wortlos in sich hinein —, erkannte sie sich nun als die Uhrheberin des ganzen Unglücks. Zu spät, viel zu spät! Wäre ihr diese Erkenntnis wenigstens dazumal gekommen, als Lenz die Arbeit in der Fabrik aufnahm. Damals schon hatte er sich so todunglücklich gefühlt, weil seine Arbeitskollegen dem "abg'hausten Bauer, der ihnen 's Brot wegnahm", sich feindlich gegenüberstellten und weil die stets gleiche, eintönige Arbeit seine geistigen und körperlichen Kräfte aussog und — dörrte wie die Hitze einen öden Wüstenfleck! Damals wäre es vielleicht noch möglich gewesen, einen kleinen Pacht zu übernehmen und sich wieder emporzuarbeiten, heute aber war jede Möglichkeit verschüttet.

Mühsam hatte sich der Lenz an einem stürmischen Vorfrühlingstag durch Regen, Schnee und Wind durchgearbeitet und stand früher als sonst in seiner so öd und leer gewordenen Behausung. Geld hatte er nicht mehr, auch nicht für den elendsten Fusel, und der Inhaber der verrufenen Vorstadtkneipe gab ihm längst keinen Kredit mehr. Dafür brachte er heute einen ganz gewaltigen Hunger mit und verlangte gleich beim Eintritt stürmisch und polternd sein Essen. Sein Weib, das auf dem Boden vor dem elenden Lumpenlager kniete, auf dem sein jüngstes Kind, das einst so herzige, blühende Resele, mit hohlen, aber vom Fieber hochgeröteten Wangen lag, sagte, den Kopf schüttelnd: "I hab nix, Lenz, seit zwei Tag haben wir schon kei Stückl Brot mehr" — "und bald werd'n wir kei Dach mehr übern Kopf haben", wollte sie schon hinzusetzen, aber ein gewisses Glimmen und Flimmern in seinen Augen warnte sie, dem ohnehin schwer Erregten auch noch die heute erfolgte Kündigung der Wohnung, die sie schon seit längerer Zeit nicht mehr hatten bezahlen können, mitzuteilen. Für diese Hiobspost musste schon ein geeigneter Moment abgewartet werden. Dagegen fügte sie mit schwankender Stimme bei: "Und kei Tröpf Milch fürs kranke Kind!"

Lange starrte der Mann mit stieren, glasigen Blicken auf das schmerzlich stöhnende Kind nieder: "Arm's Resele", murmelte er einmal. Dann richtete er sich auf und unheimlicher noch glühten seine Augen zu seinem Weibe hin: "Kei Stückl Brot" — seine Stimme hatte alles Polternde, Drohende verloren, nur ein unendlicher Schmerz klang durch dieselbe —, "kei Tröpfl Milch fürs kranke Kind? Nachher muss halt der Herrgott dir und mir gnädig sein!"

Die Türe fiel hinter ihm zu, Rosl sah verständnislos ihm nach. Was wollte er nur um diese Zeit noch? Hilfe holen? Wo? Bei wem? Aber seine Worte hatten doch so hoffnungslos geklungen!

Und plötzlich ging ihr das Verständnis auf für deren fürchterliche Bedeutung.

"Stina", rief sie ihrem ältesten Töchterlein zu, "da setz di her und gib mir acht aufs Resele!"

Dann stürmte sie hinaus, ohne Umhang, ohne Kopfbedeckung, in die stürmische Nacht. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie ihren Mann in dem trotz des unfreundlichen Wetters ganz bedeutenden Verkehr entdeckt hatte. Hastig, aber ohne ihn einholen zu können, folgte sie ihm durch immer abgelegenere stillere Gassen, eine Brücke tauchte auf, die über einen Fabrikkanal führte, in dem die trüben Wasser rasch dahinschossen. Wahrhaftig, da stand er still, schleuderte den Hut zu Boden. Im nächsten Augenblick aber, ehe er noch das Geländer zu erklettern vermochte, hing die Frau mit aller Kraft der Verzweiflung an ihm.

"Lenz, um Gotteswillen, Lenz, was willst du tun?", schrie sie auf.

Aber der Schreckensruf seines Weibes durchdrang nicht die grenzenlose Verzweiflung, die den Unglücklichen erfasst hatte, er fühlte nur, dass man ihn hindern wollte und dass er dieses Hindernis beseitigen müsse. Ob er sie abschüttelte, ob er sie mit hinunterriss in die schlammigen Fluten — der nächste Augenblick musste es entscheiden!

"Lenz, Lenz, denk an die Kinder", schrie wieder die Frau auf, "unsere armen Kinder — ganz alloan auf der Welt!"

Nun hatte sie das Zauberwort gefunden, das den Wahnsinnigen bändigte. Die Arme, die sie eisern umklammert hielten, fielen kraftlos herab, widerstandslos liess er sich zurückführen in seine öde Wohnung, die all sein Elend, aber auch sein Glück barg.

Sei nicht dumm und nicht boshaft. Dumm und boshaft bist du aber, wenn du das Gelesene so auslegst, als seien die Angestellten, die Geistlichen, die Reichen, die Eingezogenen, die Schneidergesellen und Barbierer, die Schulmeister allesamt nichts nutz, oder doch die meisten. Es gibt in jedem Stand brave und pflichtvergessene Leute, und unser Herrgott wird sie schon einmal zu sortieren wissen. Deine arme Seele wird aber bei der letzten Untersuchung auch nicht vergessen werden; merk's dir.

Alban Stolz.

In der langen, schlaflosen Nacht, die dieser Heimkehr folgte, ging Rosl zum erstenmal erbarmungslos mit sich selbst ins Gericht. Wer trug die Schuld daran, dass ihr Mann keinen anderen Ausweg aus seinem Elend mehr fand als den ins dunkle Jenseits? Nie und immer wäre der Besitzer des Büchlerhofes diesen Weg gegangen! Sie, sie ganz allein war es, die ihn auf diesen Elendsweg gedrängt hatte. Und doch hatte sie diesen Mann geliebt, so sehr geliebt, dass sie trotz all ihrer Vorliebe für die Stadt ihn dem Stadtherrn vorgezogen hatte, der sich gleichzeitig um sie beworben hatte. Ihres Lebens Glück hatte sie damals gesucht und sicher hätte sie es auch gefunden, hätte sie nur auch seines im Auge gehabt! Aber daran hatte es eben gefehlt, nur an sich hatte sie gedacht! Er hatte sich nach Kräften gewehrt, die ererbte Scholle zu verlassen, er hatte sich unglücklich gefühlt in der Stadt vom ersten Augenblick an, er hatte es so furchtbar schwer empfunden, als seine Arbeitskollegen ihm den Vorwurf machten, "er, der erbgesessene Bauer sei nur in die Stadt gekommen, um ihnen das Brot wegzustehlen", dass sie ihn gehänselt und verfolgt hatten. All das aber war ihr gleichgültig gewesen, wenn sie nur in der Stadt leben konnte!

Des kranken Kindes Stöhnen drang an ihr Ohr. Auch ihre Schuld, immer wieder ihre Schuld! Schön und blühend und in lauter Jugendlust waren ihre Kinder auf dem Büchelhofe herangewachsen, in der Stadt aber hatten sie alles entbehren müssen, die reine Luft, die reichliche, unverfälschte Nahrung, die unbeschränkte Freiheit! Blass, hohlwangig und still waren sie geworden und mehr noch als das, auch ihre Seelen schienen schon Schaden genommen zu haben in der ungesunden Stadtluft. Frech waren die beiden Aeltesten ihr schon entgegengetreten und unkindlich und verdrossen blickten sie alle darein. Als türme man neue und immer schwerere Lasten auf ihr armes Herz, so war es der armen Frau zumute. Was konnte sie tun, um diese ungeheure Schuld abzutragen?

Eines war ihr klar: Den Weg, den sie in die Irre gegangen und auf den sie all die Ihren gezwungen hatte, den musste sie wieder zurückgehn! Schwer, ungeheuer schwer war das, darüber gab sie sich keiner Täuschung hin. Aber schwerer als ihre Schuld? Sicher nicht! Am nächsten Morgen schon begann sie diesen Bussweg. Die einstige Gutsbesitzerin und Rentnerin erbettelte in einem Milchgeschäft ein wenig Milch für ihr krankes Kind und bei einem Bäcker Brot für die übrigen. Leichenblass war ihr Gesicht und die unsägliche Qual, die so deutlich aus ihren Augen sprach, zwang die Leute zu Mitleid und Erbarmen.

Dann suchte sie Arbeit, als Bedienerin, als Waschfrau! Umsonst, immer wieder umsonst! Und Rosl, die sich in der Stadt nur noch die Mittel zur Rückkehr aufs Land hatte verdienen wollen, ging nun hinaus in die ländliche Umgebung der Stadt, um ihre Dienste anzubieten. Aber da waren längst vor ihr schon andere gewesen, frei und ohne Anhang, solche, deren Kräfte nicht zum Teil noch von der Familie beansprucht wurden. Mutloser, trostloser kehrte sie an jedem Abend heim. Und nun ging sie den allerschwersten, dornenvollsten Weg, an den bloss zu denken sie früher mit Entrüstung zurückgewiesen hätte.

Der Büchelhof war nämlich nach wenig Jahren schon wieder verkäuflich gewesen. Seinem Besitzer, der selbst nichts von der Landwirtschaft verstand und der seine Ernährung nun auch anderweitig gesichert sah, war er um billiges Geld feil gewesen, und die ihn erworben, war Lenzens Base Lina, Rosls alte Gegnerin. Ihr nach Amerika ausgewanderter Bruder hatte ihr mit wenigen hundert Dollar zu diesem Besitz verholfen.

"Bessere Taglöhner als den Lenz und mich kannst nicht finden, Lina," schrieb Rosl, "uns hat die Stadt gelehrt, was der Boden wert ist, und nix anders verlangen wir, als Brot für uns und unsere Kinder."

Und nach wenigen bangen Tagen kam die Antwort:

"Kommt nur, das Auszugshäusl ist frei für euch!"

II.

Sommerglut lastete über dem Tale und selbst über den höher gelegenen Höfen. Es war keine leichte und angenehme Arbeit im Heumahd bei dieser fast tropischen Hitze, aber mit frohfreudigem Gesicht führte Rosl unermüdlich den Rechen, obwohl ihr der Schweiss in Bächen über das erhitzte Gesicht und über den ganzen Körper lief. Und ihr Mann an ihrer Seite machte ein nicht weniger ver-

gnügtes Gesicht. Wie ihn dieser wunderbare Duft des frischen Heues erregte und belebt! Fast wie ein Rausch war's, nur viel gesünder und belebender, ein Rausch, dem niemals das elende Gefühl eines Katzenjammers folgte. Wie hatte er in den öden, dumpfen Fabrikräumen sich nach diesem Duft gesehnt! Ja, was anderes war das auch als der nervenerregende Geruch des Fusels in den Grossstadtkneipen, den brauchte er jetzt nicht mehr!

Die Wagen vom Büchelhofe fuhren an, um die duftende Heulast in die heimische Scheune zu bringen. Rosl sprang sofort auf den ersten Wagen, denn das "Fuderfassen" war von jeher ihre Passion gewesen, und eine Meisterin war sie darin!

"Heut wird aber nix draus, Rosl, dei Christl soll's machen", sagte der Fuhrknecht, der die Leiterwagen herausgeführt hatte, "du sollst heut no auf die Stalliner-Alm gehen, allerhand brauchen sie droben, Leck und Medizin für kranke Kälber, und Eil hat's auch, sollst schnell machen!"

Auf die Alm! Ein Zauberwort, wenn es am Abend erklang oder für den grauenden Morgen des nächsten Tages galt, aber jetzt in der Gluthitze des Tages? Für Rosl aber hatte es keine Schrekken, ruhig legte sie den Rechen beiseite und eilte dem Hofe zu. Die Basl hatte schon das Mittagessen für sie bereit und alles andere, was sie auf die Alm mitzunehmen hatte. Eine ruhrartige Krankheit war droben ausgebrochen und schnellste Hilfe nötig. Rosl nahm sich kaum Zeit, einige Bissen hinunterzuschlingen, dann eilte sie mit der hölzernen Kraxe auf dem Rükken aufwärts, höher, immer höher! Der Wald blieb hinter ihr, kriechende Latschen waren jetzt ihre ständigen Begleiter und nun lag ein ganzes rotglühendes Meer vor ihr: Alpenrosen! Errötend wie eine jugendliche Schöne dem Freier blickten die Berge dem geliebten, so verschwenderisch freigebigen Sommer entgegen. Rosl blieb trotz aller Eile einen Augenblick stehen und liess ihre Augen hingleiten über dies purpurne Meer! Wie so oft und immer wieder kam es ihr auch jetzt recht eigentlich zum Bewusstsein, wie grenzenlos dumm ihre Sehnsucht nach der Stadt doch gewesen! Was war dies starre, von Menschenhänden getürmte steinerne Meer mit all seinen toten Schätzen, mit seiner künstlichen Beleuchtung und dem mühsam gezogenen Blumenschmuck gegen all die lebendige, verschwenderische und immer neue Pracht in Gottes herrlicher Natur!

Endlich kam die Alphütte in Sicht. Neben dem Wege lag matt und krank ein Kälblein und der dabeistehende Hirtenbube strich mitleidig sein sonst so glänzendes Fell. Mit einem Freudenruf wurde Rosl von ihm begrüsst, ebenso bald darauf von der Sennerin.

Kühle Milch, Butter, Brot und geschlagenen Rahm stellte sie vor die erhitzte und ganz erschöpfte Botin, indes der Hirte mit den mitgebrachten Medikamenten sofort zum Vieh eilte.

"Iss und trink, Rosl, und lass dir's schmecken; auf d' Nacht koch i dir a Rahmmuess, zu dem d' Sie sagen musst", sagte die Sennerin in ihrer Herzensfreude.

"Vergelt dirs Gott, Moidl, aber auf d' Nacht bin i lang nimmer da. Glei geh i wieder abwärts, wenn i a bissel verschnauft und mein Durst gestillt hab. Weisst, jatzt, bei der Heumahd, braucht ma alle Händ, i fürcht, 's Wetter hebt eh nimmer lang."

"Von der Alm herab no ins Heumahd, Rosl? Dös werd dir wohl gar z' arg! Warum schindest di denn so? Grad dir muess es eh scho hart gnueg sein, für fremde Leut da z' orbetn, wo selber amal die Bäurin g'wesen bist."

"I hab mir nix anders verdient mit meiner Dummheit, Moidl! Und wer einmal in der Höll g'wesen ist, dem wird all's recht, i bin in der Stadt durch die Höll gangen, jatzt kimmt's mir für wie im Himmel!"

"Und der Lenz?"

"Der erst recht! Bei die Rösser, Küh und Kalbln vergisst er ganz, dass sie nit ihm g'hörn. Ins Wirtshaus geht er nur mehr, wenn i ihn am Sonntag auf a Viertele schick. Und die Kinder sein a wieder anders, es sein halt alle wieder g'sund worden. In die Stadt ziehg'n, woasst, Moidl, dös ist für uns Bauern grad soviel, wie wenn ma a Kind von der Mutterbrust losreisst und ihm alles einistopft, was es nit vertragen kann. Elendig muess es z'grund gehn."

Heimwärts schlug Rosl den beschwerlicheren, aber bedeutend näheren Weg ein. Ein kleines Sträusslein Alpenrosen pflückte sie im Vorübereilen, weil's den Kindern Freude machte. Plötzlich blieb sie trotz all ihrer bisher hastenden Eile wie angewurzelt stehen. Ihr Weg war verlegt durch riesengrosse und massenhaft kleine Gesteinstrümmer, die von einer Felswand herabgestürtzt waren

Bauernsprüche

Gottes Gnade, gesunder Leib,
Fromme Kinder, ein züchtig Weib,
Gut Gewissen und bar Geld,
Das ist das Beste in der Welt.
Der Mann, der ist der Kopf,
Der sagt, wie es soll gehen.
Die Frau, die ist der Hals,
Die weiss den Kopf zu drehen.
In Gottes Namen geh' ich aus,
Regier, o Gott, mein ganzes Haus,
Die Hausfrau und die Kindelein
Lass Dir, o Gott, befohlen sein.

und nun wie eine unübersteigliche Mauer ihren Weg sperrten und nicht nur ihr, sondern auch dem sanften Bächlein, das bisher ihn begleitet hatte, Wie eine Staumauer wirkte das niedergebrochene Gestein, fast bis zum Rande war der dahinterliegende Raum vom klaren Wasser des Bächleins gefüllt. Morgen vielleicht oder heute Nacht schon würde das nasse Element sich gewaltsam befreien, würde die Steine mitreissen, Geröll und Gestrüpp, ja sogar Bäume!

Aber nicht das war die Gefahr, die Rosl erbleichen liess. Diese “Mure” war noch verhältnismässig zahm, sie würde im Walde einigen Schaden anrichten, Steige und Stege zerstören, vielleicht sogar die Felder einiger Berghöfe verschütten, dann aber würde ihre Kraft wohl gebrochen sein. Nein, die eigentliche, die fürchterliche Gefahr war die dunkle Wolke, die da hinter dem Berge emporstieg. Rosl kannte die furchtbare Gefahr der Gewitter in den Bergen, wusste dass das klare sanfte Bächlein da in kürzester Zeit zum wilden, unbändigen Gesellen werden musste, der alles mit sich riss und auf seinem immer breiter werdenden Rücken die stolzesten Bäume, selbst hausgrosse Steine dahintrug. Und soweit er reichte, war alles dem Verderben geweiht. Häuser, Ställe und Städel riss er mit, die Felder verschwanden unter einer oft mehrere Meter hohen Decke von Schlamm und Geröll. Rosl hatte in ihrer Jugend selbst einmal den Jammer vieler solcher Unglücklichen miterlebt, die in wenig Augenblicken alles verloren hatten.

“Das Feuer nimmt dir wohl ’s Dach übern Kopf weg”, sagte einer von ihnen zu einem Abbrändler, “aber ’s Wasser nimmt Grund und Boden no dazue!”

Ja, furchtbares Unglück drohte dem friedlichen Tale, sobald die schwarze Wolke oben sich entlud und — Rosls Herz schien still zu stehen in namenlosem Entsetzen — der Büchelhof lag auch im Bereiche des wild gewordenen Baches. Was das bedeutete, sie wusste es nur allzu wohl! Wieder heimatlos, arbeitslos zu sein, körperliches und geistiges Verderben für Mann und Kinder! Und immer schwärzer, drohender stieg die Wolke am Himmel empor. Verzweiflungsvoll rang das arme Weib die Hände. Was hätte auch sie mit ihren schwachen Händen ausrichten können gegen die entfesselten Naturgewalten?

Aber plötzlich rannte sie, wie von unsichtbaren Mächten getrieben, wieder zurück zur Almhütte.

“Leut, kemmt’s g’schwind, kemmt’s alle”, schrie sie ganz atemlos der Sennerin zu, “nehmt’s Pickel und Schaufeln mit, ’s Bachl ist g’staut und wenn’s Wetter kimmt, ist die Mur im Tal!”

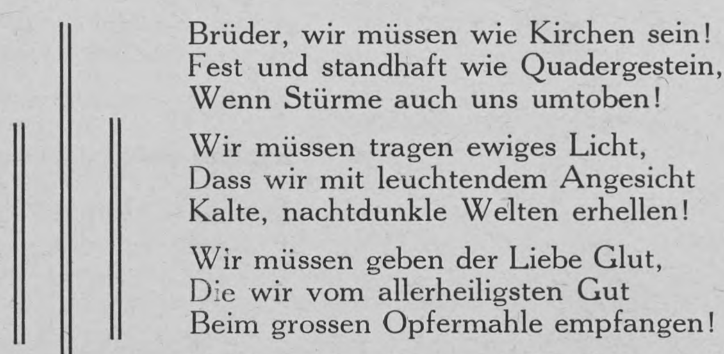
Der Hirte, der anfänglich das kranke Vieh nicht verlassen wollte, sah bald ein, dass der durch die Mure drohende Schaden die Bauern noch ungleich grösser treffen konnte als die Seuche, und über Stock und Stein springend eilten alle vier mit den glücklicherweise zur Almrodung immer vorhandenen Werkzeugen der Stelle zu. Nach harter, fast viertelstündiger Arbeit hatten sie eine Bresche gelegt, durch die das gestaute Wasser langsam abfloss.

Jetzt aber entlud sich das Gewitter mit all seiner ungehemmten Kraft. Rings um die schwer arbeitenden Menschen zuckten die Blitze nieder, unheimlich dröhnte der Donner von den Felswänden wider und unheimlicher noch klang das Sausen und Brausen in den Lüften.

“Schauer”, sagte der Hirte, indes die beiden Frauen immer wieder sich bekreuzten, “das kann bös ausfallen!”

Auf Schulter und Rücken prasselte er nieder, Beulen schlug er den Frauen auf den unbedeckten Kopf, sie achteten es nicht. Den beiden Männern gleich führten sie die schweren Krampen, um den zu erwartenden Wassermassen möglichst freien Weg zu machen. Und diese Wassermassen kamen! Vom Himmel zuerst, nicht als Tropfen, nein, in Strömen schon, und bald darauf auch von allen Hängen und Wänden in Tausenden von kleinen Bächlein, die sich mit Blitzesschnelle einten und triumpierend das vom Hagel gelockerte Gestein entführten.

Vier armselige Menschlein



Brüder, wir müssen wie Kirchen sein!
Fest und standhaft wie Quadergestein,
Wenn Stürme auch uns umtoben!

Wir müssen tragen ewiges Licht,
Dass wir mit leuchtendem Angesicht
Kalte, nachtdunkle Welten erhellen!

Wir müssen geben der Liebe Glut,
Die wir vom allerheiligsten Gut
Beim grossen Opfermahle empfangen!

Brüder, wir müssen wie Kirchen sein!
Und gingen die Menschen zu uns hinein,
Gegenwart Gottes müssen sie spüren!

waren es, die sich diesen entfesselten Naturgewalten entgegenstemmten und ihre ungeheure Macht brechen wollten. Und doch — es gelang ihnen, weil sie das Uebel an der Wurzel fassten. Wild stürzten die Wassermassen talwärts, aber nicht geeint, sondern in drei verschiedenen Rinnsalen. Und was ihnen deshalb da oben nicht gelungen war, Steine, Bäume und Erde mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortzureissen, das gelang ihnen weiter unten noch viel weniger.

Die heldenhaften Kämpfer gegen die entfesselten Gewalten waren aber zu Tode erschöpft und — eine lag ohnmächtig auf dem Boden, als der Kampf zu Ende war.

Zwei Tage schon umschwebte der Todesengel den Büchelhof. Dahinein hatte man die Rosl getragen, als man sie von der Alpe, wo sie zuerst schon einen Tag gelegen, heruntergebracht hatte. "Nit ins Zuhäus!", hatte die Basl damals gesagt, "tragt sie in den Büchelhof und in die schönste Stuben, sie hat's verdient!"

Denn wie ein Lauffeuer war die Kunde durch das Tal gegangen, welch ungeheures Unglück durch diese paar heldenmütigen Menschen von ihm abgewendet wurde. Und nun kämpften sie um das Leben der einen, die an dem Rettungswerk den grössten Anteil hatte, zwei Tage und Nächte schon, und sahen es wohl — sie kämpften vergebens.

"Hätte man sie gleich heimgetragen", sagte der ganz verzagte Doktor, "anstatt zuerst auf die Alm, dann vielleicht —! Aber nein! Erst durch Laufen in brütender Sonnenglut und unmenschliche Anstrengungen in Siedehitze versetzte und dann plötzlich durch Wassergüsse und eiskalte Jochwinde abgekühlte Lungen sind nicht zu retten, wären sie auch noch so gesund."

Aus wirren Fieberträumen erwachend, in denen sie immer noch mit dem wildgewordenen Bergbache gekämpft hatte, blickte Rosl erstaunt fragend um sich.

Sie stand nicht mehr den entfesselten Naturgewalten gegenüber, in der schönen Stube des Büchelhofes lag sie wieder, wie vor langen Jahren, als sie noch jung und glücklich war. Träumte sie immer noch? Doch, da standen alle ihre Lieben um sie her, aber so traurig waren ihre Mienen, so rotgeweint ihre Augen! Und da trat auch schon der alte Pfarrer, der längst schon auf diesen Augenblick des wiederkehrenden Bewusstseins gewartet hatte, an sie heran. Blitzartig schnell hatte sie begriffen! Vorbei war alles, alles zu Ende! Das Leben vorbei, das Irren und das Wiedergutmachen! Nun hiess es nur noch mit Gott sich versöhnen, vor dem sie bald erscheinen sollte!

Wohl erschöpfte die heilige Handlung die letzten Kräfte, aber ein friedlicher, stillseliger Ausdruck lag nach derselben auf den verfallenden Zügen. Der Lenz hielt ihre eine Hand in der seinen, die Basl die andere.

"Rosl!" — Wars denn möglich, dass der Basl harte, schrille Stimme so weich und herzlich klingen konnte? — "Liebe, gute Rosl, Büchelhoferin! Du hast 'n Hof gerettet, dir g'hört er von Rechts wegen wieder.

Ein seltsames, schattenhaftes Lächeln glitt über die vom Tode gezeichneten Züge.

"Mir der Hof? Mir, Basl?"

"Ja, dir, 'n Lenz und enkern Kindern! Was soll den i alts, einschichtigs Weibsbild anfangen mit dem grossen Hof? Du hast ihn dir redli z'ruckverdient, Rosl, tief unter der Mur läg er jetzt ohne di!"

Ein rosiger Schleier der Freude gleitet noch einmal über das schon erblasste Gesicht, die Basl fühlt den matten Händedruck, sieht den Blick unbeschreiblicher Dankbarkeit, einen Blick, den sie wohl nie vergessen wird!

"Lenz", sagte die Sterbende dann, noch einmal all ihre Kraft zusammenraffend, "hast's g'hört — a Heimat habt's wieder — eigen Grund! — Der Herrgott muss mir verziehen haben, er hat's mich ja noch gutmachen lassen. — Jetzt ist's — Sterben — nimmer hart! —

Aus dem ganzen Tale kamen sie, der Hirte, die Sennerin von der Alm gar, als man die Büchelhoferin zur letzten Ruhe trug. Und so viele Tränen flossen an diesem offenen Grabe, sie war ihnen ja zur Heldin geworden, zur Retterin des Teuersten, was der Bauer hat, zur Retterin der heiligen Scholle!

In dem grünen Anger hinter dem Büchelhofe lag im Dunkel der folgenden Nacht aber ein einsamer Mann und seine Tränen netzten diese Scholle, die mit dem Leben der geliebten Frau erkauft war!

Der beste Wille ist der feste Wille.
Die Stätten, wo die Guten weilen, sind geweiht.
Das Recht des Stärkeren ist das grösste Unrecht.

Ebner-Eschenbach.

Im Recht besiegt ein Schwacher selbst den Starken.

Sophokles.

Unsere Stellung zu Nationalismus und Nationalitätenproblem

von Joseph Erne, Kaplan.

Vierzig Millionen Menschen in Europa tragen heute Los und Last des Schicksals der nationalen Minderheit. Ein Siebentel der Bevölkerung Europas wird zufolge der Auswirkungen der nationalstaatlichen Ideologie unterdrückt und muss bestrebt sein, eine Aenderung des gegenwärtigen Zustandes herbeizuführen, wenn es sich sein Lebensrecht nicht widerstandslos verkümmern lassen will. Ist doch das Nationalitätenproblem die Schlüsselfrage der europäischen Zukunft, die heute der Lösung keineswegs näher gerückt ist als vor und seit 1918. Dabei ist die nationale Unduldsamkeit der Grundzug der Nationalitätenpolitik des heutigen Europas, die bald in brutaler Angleichungspolitik, bald in kaum wahrnehmbarer "kultureller" Aufsaugung und Zermürbung der Minderheit vor sich geht. Man denke nur an die Lage der Sudetendeutschen in der Tschecho-Slowakei vor 1939. Die Folge ist ein Zustand der Unsicherheit, die bald nur noch mit der Zeit der Städtefehden des sinkenden Mittelalters und der beginnenden absolutistischen Herrschaft kleinster Territorien verglichen werden kann. Rechtsunsicherheit, Anwachsen der Wirtschaftskrise, Kriegsgefahr in den besonders betroffenen Gebieten, Kriegsveranlassung und -ursache, ein gegenseitiges Misstrauen schlimmster Art, Absperrungen, Hochzölle, Autarkiebestrebungen, Devisenkontingentierungen, Bankenzusammenbrüche sind die Meilensteine auf der Heerstrasse dieser Menschheitsplage.

Was ist Nationalismus? Etwas ganz anderes als nationale Gesinnung, die dem Christen jene Pietät ist, die jeder seiner Nation gegenüber empfindet und betätigen soll. Nationale Gesinnung hat ihre Ursache darin, dass die Nation es ist, die dem einzelnen seinen Anteil an den Gütern der Nation vermittelt. Für jene, die an einen Weltenlenker glauben, hat solch nationale Gesinnung auch einen religiösen Einschlag. Gott liess die Nationen entstehen und Er fügte es, dass jeder von uns gerade innerhalb dieser oder jener Nation seinen Platz fand. Nationale Gesinnung ist also die Anerkennung dieser gottgegebenen Ordnung, die immer nur unser Bestes wollen kann und aus dieser Ordnung die entsprechenden sittlichen Folgerungen zieht. Der Nationalismus dagegen, ganz gleich, welcher Farbe und Schattierung er sein mag, zeigt immer denselben Wesenszug: er zeigt sich in der Uebertreibung und Ueberschätzung, als ob die Nationalität, d. h. hier die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation, das höchste Gut für den Menschen wäre. Der Nationalismus lässt alle anderen Werte und Güter nur gelten, insoweit sie nationalen Charakter zeigen oder sonstwie der Nation dienstbar sein können. Die Nation ist für den Nationalismus das oberste Organisationsprinzip! Alles ist auf dieses eine Ziel hinkonzentriert. Darum muss der Nationalismus logischerweise eine nationale Kirche und einen nationalen Staat fordern. Wie reich sind wir in unserer jüngeren und jüngsten Geschichte an solchen Forderungen und an bitteren Erfahrungen, und wie teuer haben wir alle dafür bezahlen müssen! In diesen selbstsüchtigen, d.h. nationalistischen Forderungen wird solch ein organisiertes Prinzip eines Nationalstaates häufig ungerecht gegen fremde Staaten und sieht in den Vorzügen und Qualitäten anderer Nationen nur einen relativen Wert. Dieser Nationalismus hat sich in unserer Zeit noch krankhafter weiterentwickelt. Es traten innerhalb einer Nation selbst Gruppen auf, die sich für allein-national ausgaben und alle anderen ehrbaren "Volksgenossen" desselben Blutes und Stammes als national minderwertig betrachteten oder ihre nationale Haltung verdächtigten. Diese Seite des Nationalismus hat sich besonders im deutschen Nationalsozialismus so stark entwickelt, dass es einen anwiderte. So war in diesem Kriege jeder deutsche Jesuitenpater für "wehrunwürdig" erklärt worden! Hat denn eine solche nationalistische Gruppe, die doch immer nur eine Minderheit ist, das Nationale gepachtet?! Die Nationen erscheinen dem Nationalismus als reine Naturergebnisse, die, blind wirkenden Gesetzen unterworfen, sind, was sie sind und auch nicht anders sein sollen. Geht der Nationalismus in seiner falschen Logik Schritt für Schritt weiter bis zu dem Versuch, eine Nationalkirche zu gründen, dann kommt er notwendigerweise mit der Weltkirche in Widerspruch

und schliesslich in offenen Konflikt! Wie reich an Erfahrung sind wir auch in dieser Beziehung. Man denke nur an die Schlagworte "ultramontan" oder "Los-von-Rom". Oder man denke einen Augenblick an die kläglich gescheiterten Versuche, nach 1870 mit dem Altkatholizismus eine Nationalkirche zu schaffen. Aber selbst das ist noch nicht das letzte Stadium nationalistischer Eigenentwicklung und Eigengesetzlichkeit. Der Nationalismus in seiner extremsten Form — und welche Art von Nationalismus führt nicht notwendigerweise zum Extremismus? — kommt auch in sich leicht mit der Kirche in Widerspruch, insofern er sich selbst zu einer Art Religion entwickelt. Die Reden Hitlers, Rosenbergs, Ley's, Baldur von Schirach's und vieler anderer können nur in diesem Sinne gedeutet werden. Was ist der "fanatische Glaube" an ein "Ewiges Deutschland"?! Der extreme Nationalismus hat in sich notwendigerweise eine Kampfstellung gegen die katholische Weltkirche. Das gilt im Fall Fichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts; das gilt für Bismarck im ausgehenden 19. Jahrhundert und dasselbe gilt für den Nationalsozialismus eines Hitler und Rosenberg. Schreibt doch z. B. Rosenberg in einer seiner bekannten falschen Schlussfolgerungen ("Der Mythus des 20. Jahrhunderts", Seite 595): "Konfessionen sind nicht Zweck an sich, sondern wandelbare Mittel im Dienste des nationalsozialistischen Lebensgefühls und der germanischen Charakterwerte" und an anderer Stelle (S. 70): "Der Zauberpriester siegte, der römische Papst erhob sich als sein unmittelbarer Nachfolger, während die Tempelherrschaft, das Kardinalskollegium, eine Mischung vom Priestertum der Etrusko-Syro-Vorderasiaten und der Juden mit dem nordischen Senat Roms darstellt", und Hitler, der in unseren Tagen der Träger des extremsten Nationalismus ist, scheut sich nicht, das Christentum als "geistigen Terror" zu bezeichnen ("Mein Kampf", Seite 506—07). Das sind Geistesprodukte eines Nationalismus im 20. Jahrhundert!

Neben diesen vielen Konfliktsmöglichkeiten, die der Nationalismus als ein Wesensbestandteil in sich trägt, kommt er mit den geschichtlichen Staaten selbst in unüberwindbare Schwierigkeiten. Schauen wir zum Beweis dafür einen Augenblick auf das komplizierteste Staatengebilde vor dem ersten Weltkriege: die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie. Man sehe sich nur die Nationalitäten an, die unter der Krone Habsburgs Jahrhunderte lang diesen mächtigen Donaustaat bildeten und wirklich Geschichte machten: Ungarn, Tschechen, Kroaten, Slovenen, Slovaken, Ruthenen, Polen, Italiener, Serben, Juden, Bosniaken. Und doch hat dieses Nationalitätengemisch, Oesterreich-Ungarn genannt, im Weltkrieg einen einheitlichen Patriotismus an den Tag gelegt, der überall Wunder der Tapferkeit im gemeinsamen Abwehrkampf der verschiedensten Nationen lieferte. Wie war so etwas möglich? Aus dem einfachen Grund, weil der Patriotismus der Donaumonarchie nicht NATIONALISTISCH und nicht NATIONAL-STAATLICH, sondern REIN STAATLICH orientiert war! Diese Liebe zu einem Vaterland wurzelte in all diesen verschiedenen Nationen in einem patriotischen Staatspflichtbewusstsein, das nur noch im Römertum mit seinen vielen Nationalitäten ein ähnliches Gegenstück aufweisen kann! Das übernationale römische Staatsideal lebte im mittelalterlichen Reichsgedanken, namentlich unter Karl dem Grossen, wieder auf, dessen Idee die christliche Völkerfamilie unter einem einzigen weltlichen Haupte einigen sollte. Diese "Reichsidee" wurde teilweise verwirklicht, bald mehr, bald weniger, hatte aber immer genug Zentralgewalt, um gegen den auseinanderstrebenden Nationalismus der Völkerfamilie zu kämpfen. 1806 starb das alte "Römische Reich Deutscher Nation", von vielen, leider auch vom grossen Joseph Goerres, zu unrecht verspottet wegen der Schwächeerscheinungen in seinen letzten Zeiten, obwohl es richtig gesehen, "eine der genialsten politischen Bauten, die die Geschichte Europas überhaupt gesehen hat", war (Karl Lamprecht)!! Die Lehre des Nationalismus, dass die Nationalität die einzige berechtigte Grundlage der Staatenbildung sei, widerspricht der Menschheitsgeschichte. Durch diese Theorie bekäme also jede Nation das Recht, wenn nötig mit Gewalt, sich zu einem Staat zu vereinigen. Nation und Staat aber brauchen sich nach unserer Anschauung keineswegs zu decken. Wenn der national-einheitliche Staat das Beste und Naturgemässe wäre, müssten wir ihm doch irgendwo in der Geschichte finden! Gerade gegenwärtig können wir beobachten, wie dieses Prinzip eines Nationalstaates von seinen ärgsten Verfechtern wieder verlassen wird: die Tschechen, Polen, Serben sind bereit und willig, um nicht zu sagen gierig, ganze Stück fremder Nationen sich zu unterwerfen, wo es nur immer geht!

Wir können somit einige Grundsätze aufstellen, die gerade für uns Christen von heute von ungeheurer Bedeutung sind und die wert sind, dass wir sie in unserem christlichen (!) Denken, Urteilen und Handeln zur Anwendung bringen:

1. Das Organisationsprinzip des Nationalstaates ist für uns Christen nicht haltbar;

(Fortsetzung auf Seite 23.)

Brummbär Ende

vom Einsiedler

Der Brummbär träumt wieder vor seiner Höhle. Jetzt hat er schon 12 Artikel geschrieben, und alles war doch nur die **Vorbereitung**. All das Falsche und Lügenhafte im Menschenkopf und Menschenherzen, was es den Menschen so schwer macht, sich in diese göttliche Weltordnung hineinzudenken, und noch mehr hineinzuleben. Da musste zuerst hart auf hart gesprochen werden, und das Kind beim Namen genannt, sonst kommt man ja aus dem Wirrwar gar nicht heraus. Etwas spitzbübig freut sich der Brummbär dabei, dass er auch mal grob kommen konnte, und auch gelehrten und anderen Herren einmal die Wahrheit sagen konnte, ohne dass sie es merkten.

Aber etwas sorgenvoll schaut er in die Zukunft. Staats-Ordnung, und schliesslich noch Kirchenordnung soll er erklären, so vom einfachen Menschenverstand aus und das scheint dem armen Brummbär doch ein bischen viel, trotz seiner grossen Demut. Was wird wohl dabei herauskommen?

Da kommt ein Besuch den Berg hinauf, eine alte, ehrwürdige Gestalt, und auf dem Kopf hat er einen Heiligenschein. Der Brummbär schaut näher zu: das ist ja der heilige Petrus, so richtig wie er in der Kirche neben dem Altar steht. Was macht denn der hier? Hier oben gibt es doch nichts Heiliges — und wenn er meine Companie sieht, was wird der denken? Der ist wohl auch so ein Visitator vom Himmel — das wird eine schöne Geschichte werden. Nun, einen Weg ist ihm der Petrus lieber als ein anderer. Der passt mehr zu ihm.

"Brummbär, deine Zeit ist aus, du hast genug geschrieben."

"Aber, Petrus, warum so plötzlich? Was habe ich denn angestellt? Ich war dem Herrn da oben wohl zu grob, nicht wahr?"

Der Petrus schaut sich den armen Brummbär gütig an und lächelt.

"Nein, Brummbär, hast gut gemacht, nach deiner Art. Und was du getan hast, konnte ein feinerer Herr nicht tun. Es war "Grob-Arbeit". Schau, ich erkläre dir das. Du sitzt ja jetzt im Busch, da kannst du sehen, wie die "Buschfarmer" arbeiten. Wenn da einer sein Haus bauen will, da geht es zuerst ans "Buschhacken". Mit Feuer und Axt und grobem Brechpflug muss aufgeräumt werden, die Wurzeln müssen ausgegraben werden, die Steine weggewälzt und erst mal der Boden gradgemacht, sonst kommt in Ewigkeit kein Haus und Garten dahin. Das braucht eine feste und grobe Hand, und mancher kräftige Ausdruck geht mit durch bis das alles in Reihe ist. Dann kommt der "Carpenter" mit seinen feinen Werkzeugen, und alles geht auf "zivilisierte" Weise. Nun für so "Buscharbeit" ist ein feines "Stadt-Schreinerchen" nichts, die sind zu zart. Und das ist der Trubel mit unseren gelehrten Herren. Sie wollen immer höflich bleiben, nur zart andeuten, und da denken die Menschen sich einfach "um die Wahrheit herum" und bleiben wie sie sind."

"Herr Petrus, ich sehe, Ihr versteht mich, ihr redet ja selber "Brummbärisch". Ihr denkt wohl auch noch daran, wie Ihr damals dem Malchus das Ohr abgehauen habt. Etwas bleibt ja immer davon im Herzen, wenn man auch nachher noch so heilig wird, nicht wahr?"

"Still, Brummbär. Also, die Buscharbeit ist fertig, jetzt kommt die "Feinarbeit", und die muss ein anderer machen."

Dem Brummbär will das alles nicht recht in den Kopf, und der Petrus erklärt weiter:

"Siehst du, du bist nicht der Einzige, dem es so geht. Als der alte Dante seine "Göttliche Kommödie" schrieb, worin er eine Rundreise durch Hölle, Fegfeuer und Himmel machte, da nahm er sich einen alten Heiden mit, den Dichter Virgil, der musste ihm die ganze Hölle zeigen. Als sie dann an die Türe des Fegfeuers kamen, musste der arme Virgil ruhig nach Hause gehen. Er war ja nicht getauft, und passte da oben nicht hinein. Es kam da die "Beatrice", das war eine Heilige, und die führte ihn weiter. So stehst auch du jetzt vor der Türe des "Gottesreiches," und da passt keiner von euch hinein, mit Ausnahme des "Franzmannes", das ist ja der Einzige, den du bekehrt hast."

Der Brummbär denkt sich, nun dann kommt das Spott-Teufelchen auch nicht hinein, das ist wenigstens e i n Trost. Sagen tut er aber nichts. Ihm ist das Herz zu voll.

"Herr Petrus, bevor ich gehe, hätte ich aber noch zwei Bitten."

"Was denn?" (Dem Petrus tut der arme Kerl leid).

"Nun, zuerst: Darf ich Euch meine "Brummbär-Familie" vorstellen? Seht Ihr, manche haben gar nicht verstanden, was ich eigentlich wollte mit all den spassigen Figuren. Denen war das alles zu dumm, weil sie nicht "hinter die Worte" lesen können. Nun, ich habe mir nur angesehen, wie die Menschen innerlich zum Gottesreiche stehen, und habe mir ein Bild darauf gemacht. Wenn es spassig aussieht, ist es ihre eigene Schuld. Ich habe auch nur von denen "da draussen" gesprochen, um niemand zu beleidigen. Von den Herren "in der Kirche" habe ich nur zwei kleine Beispiele gegeben, ich bin zu respektvoll um mehr zu sagen.

Nun also kurz (ihr müsst halt meine Artikel lesen, wenn ihr Zeit habt da oben im Himmel, um alles zu verstehen) —

Hier sind die "**Schildbürger**": unsere moderne "Wissenschaft", die alles zerreissen will, was die Menschheit zusammenhält; den Glauben an Gott in Staat und Schule, die christliche Familie mit der Unschuld der Kinder und dem Heiligtum der Mutterliebe. Da steht der "Schmutzfink", der Ehezerstörer. Schaut ihn nicht an, der Kerl ist ein Ekel.

Dann kommen die **Narren** aus dem Staatskasten, die **falschen Staats-Systeme**, die aus dem Rationalismus des vorigen Jahrhunderts entstanden sind. Zuerst die **Philosophen** selbst, von Descartes bis Freud, um Hochdeutsch zu reden. Unsere gebildeten Leute sollten doch verstanden haben, was ich meinte, und dem einfachen Mann liegt an der Sache, nicht dem Namen. Aber so geht es, Petrus. Redet man gelehrt, dann versteht einen keiner, redet man einfach, wie es wirklich ist, dann liest einen kein "Gelehrter".

Dann kommen all die **Staatssysteme**, welche auf dieser Philosophie aufgebaut sind: **die Rote** Revolution, die Schwindelsysteme der Demokratie-Karrikaturen der Neuzeit, dann die beiden traurigen Gestalten, welche die Welt aus dem modernen Staats-Elend retten wollten, und sie nur noch mehr hineingetrieben haben: **der "Stirnlockige"**, von dem sie hoffen, dass er tot ist, und der finstere Mann mit den scharfen Augen, der noch stark lebendig ist. So wollen beide den Teufel durch Belzebub austreiben. Namen nenne ich nicht, wer noch nicht versteht, dem ist nicht zu helfen.

Dann stelle ich Euch die "**gemütskranke Menschheit**" vor in unseren zerrissenen "Christentümern" nach der Zerreissung der Gotteskirche in der Reformation. Ich kann nicht mehr auf das Einzelne eingehen, es ist zu viel, und Ihr wollt auch wieder bald in Euren Himmel zurück. Hoffentlich nimmt es euch keine drei Wochen, um auszufinden, wen ich mit dem Apfelsinenmann gemeint habe.

Nun, um den "Hetzchrist" gebe ich nichts, aber unsere protestantischen Freunde will ich noch begrüssen: den ehrwürdigen (lutherischen) Greis mit dem langen Barte, und die liebe Mennoniten-Mutter mit ihren "Unschuldigen Kindern". Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich sie beim Namen nenne: ich denke, ich habe nur Liebes über sie gesagt.

Dass mir der französische "Atheist" mit hinein gekommen ist, da kann ich selbst nichts dafür. Er lag so nahe, und hat sich auch prächtig entwickelt. Er ist ja auch so ein Beispiel vom grossen Elend unserer seelenkranken Menschheit; da heisst es auch: Alles verstehen meint alles verzeihen, wie der Franzos selbst sagt.

Und da, weisst Du, Petrus, wenn der "Neue" kommt, der mich "fortsetzen" soll, dann sag ihm nur, er soll die "Kanonen" weglassen und auch das gestrenge Urteil. Die Reformation hatte das Menschengemüt zerrissen, unser Krieg hat es zerschlagen, und da muss man ein Erbarmen haben, dass es zum Erbarmen ist, sonst versteht man den Menschen von heute nicht. Ich habe ihm schon vorgearbeitet durch meine zwei letzten Artikel über Staat und Kirche, und das Kirchen-Heiligtum (Das "Wesen des Katholizismus", wie man heute gelehrt sagt). Da könnten einige Professoren die Köpfe hineinstecken, sie könnten noch was lernen, würde ich sagen, wenn ich nicht so demütig wäre.

Siehst du, Petrus, da habe ich euch eine ganze Kirchen-Psychologie, Apologetik, Religions-Philosophie, Soziologie und wer weiss sonst was zusammengeschrieben, aber was hilft's, es liest es ja doch kein "Gelehrter", die verstehen ja alles von selber, ohne "Brummbär".

Petrus, nun zeigt mir noch meinen "Nachfolger", dann hat es ein End."

"Der "**Einsiedler**" kommt den Berg hinauf, und der Brummbär schaut ihn sich an.

"Na, Bruder Klausner, mach's gut. Hast einen vertollt schweren "Job", schwätz nicht so viel wie ich, und sei gütig mit der verzweifelten Welt. Und Petrus: Gehabts euch wohl, und grüsst mir den Herrgott da oben: Ich habe es gut gemeint mit Ihm und Seiner Kirche. Jetzt muss ich zurückgehen woher ich gekommen hin."

Der Einsiedler geht in seine Klause, der Petrus geht zurück in den Himmel, der Brummbär schickt die ganze "Kompanie" in die Höhle hinein; zuletzt steht er noch allein und schaut wehmütig in die Berge hinein. Es war doch schön, und wenn er einigen Lesern Freude gemacht hat, so soll es ihn freuen. Wenn sie ihn wieder einmal brauchen für "Grob-Arbeit", kommt er gerne wieder.

"Du, Brummbär."

"Was, bist du noch da, Spott-Teufelchen?"

"Sag mal, warum können wir zwei nicht mit dem Petrus da oben in den Himmel gehen? Da muss es doch schön sein?"

"Ja, siehst du, Kleiner, wir zwei sind keine Menschen, wir sind nur "Dichter-Gedanken", so "Poetische Figuren" wie die "Alten" es genannt haben. Wir leben nur im Kopf des Schriftstellers, wie der "Hans und Fritz" in den "Funnies"; der tut uns zurück in den Setzkasten der Redaktionsstube, wenn er uns nicht mehr braucht. In den Himmel können wir nicht hinein, da sind nur richtige Menschen."

"Nun, dann kommen wir wenigstens auch nicht in die Hölle, und das ist auch etwas wert. Aber sag, Brummbär, ist dann alles aus mit uns?"

"Nein, Kleiner. Siehst du: wir können auch nicht sterben. Wir leben weiter in den Herzen der Menschen. Da gibt es immer Brummbären, und auch immer Spott-Teufelchen, wir sind "Seelen-Typen" wie die Gelehrten sagen würden, wenn sie an so was dächten. Und wenn man uns braucht, sind wir immer da in der Dichtung der Menschheit. Also tröste dich, und lass uns gehen."

Langsam gehen beide in die Höhle zurück, das Spott-Teufelchen zuletzt. Er kann sich die wunderliche Menschenwelt nicht recht zusammenreimen. Und Schluss.

Ph. Funke, O.M.I.

Moderne Farmarbeit

leisten unsere Laienbrüder auf der grossen Farm unseres Studienhauses zu Battleford, Sask. Unsere Kühe werden, wie das Bild zeigt, von den Brüdern mit Melkapparaten gemolken. Der junge Mann am Apparat ist einer unserer Klosterbrüder.

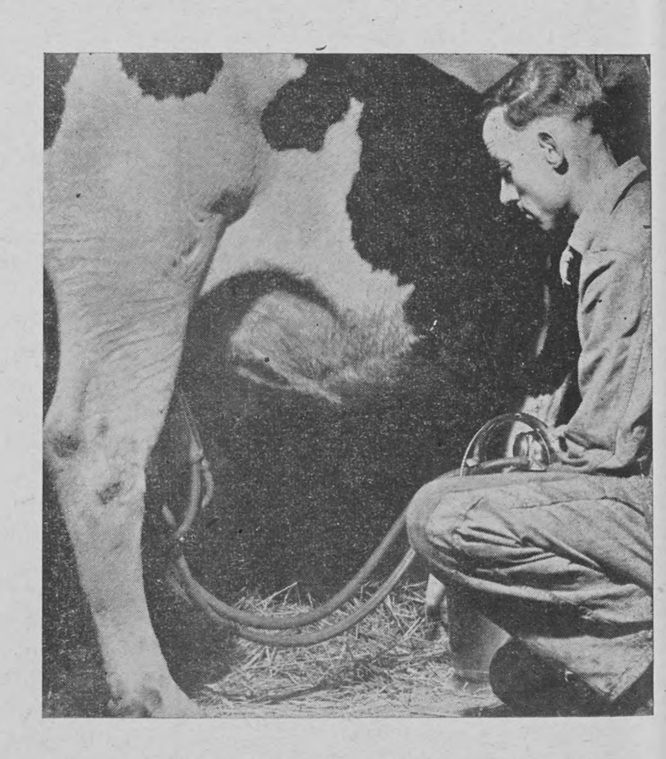
Lieber Leser, schaue Dir dieses Bild nur recht gut an. Wir zeigen es Dir nicht nur deswegen, damit Du siehst, wie es bei uns im Kloster zugeht: Wir wollen Dich auf die Arbeiten aufmerksam machen, die in jedem Kloster geleistet werden müssen. OHNE UNSERE FARM IN BATTLEFORD KOENNTEN WIR UNS SEHR SCHWERLICH ALL DIE PRIESTER ERZIEHEN, DIE WIR BIS HEUTE IN BATTLEFORD ERZOGEN HABEN.

Eine Farm ohne Arbeiter ist aber auch nicht viel wert.

WIR BRAUCHEN ARBEITER. — WIR BRAUCHEN LAIENBRUEDER.

Wer von euch hat einen Sohn, der gerne Klosterbruder werden möchte?

Sende Deinen Sohn, Deinen Neffen oder Deinen Freund zu uns, falls er



gerne Klosterbruder werden möchte.

Schreibe an

Very Rev. Fr. Provincial,
2026 Winnipeg Street,
Regina, Sask.

IHR LIEBLING

Von P. Paul Humpert.

Kinder hatte sie keine. Mochte auch keine. Aber sie hatte doch einen Liebling, dem sie ihr ganzes Herz schenkte.

Und dieses Herz war gross und weit — weit wie die gedehnte Ebene, in welcher das kleine Städtchen lag, wo ihr Mann wohlbestallter Amtsrichter war. Wie diese Ebene, war auch ihr Herz durchrieselt von tausend Bächlein. Allerdings, diese Bächlein waren nicht mit Wasser gefüllt, sondern mit dem flüssigen Golde der Liebe, das in seiner grossen Güte und Menge einer grossen Aufgabe würdig gewesen wäre.

Und all diese weite und echte Liebe gehörte einzig und allein Bello, ihrem grossen Liebling. Bello war nicht schön. Dem Geschlechte der englischen Bulldoggen entstammend, machte er auch gar keinen Anspruch auf Schönheit. Im Gegenteil, er trug seine doppeltorige Schnauze mit einer Wurstigkeit in der Weltgeschichte herum, die einem jeden deutlich zu verstehen gab, dass er auf alles pfeife, was mit Anmut und Lieblichkeit irgend etwas zu tun hatte. Er war sich der schier grenzenlosen Liebe seiner Herrin bewusst, und das genügte vollauf den Ansprüchen, die er an sein Hundedasein zu stellen hatte.

Damit durfte er aber auch wirklich zufrieden sein, denn Frau Amtsrichter tat einfach alles, was ein edles Frauenherz nur zu tun vermag, um einem armen Hunde das Leben zu versüssen. Eigenhändig wusch sie ihn, weiss Gott wie oft, die Woche. Sie rieb ihn mit ihrem eigenen "Parfüm" ein, beste Marke "Coty", den "Bellochen soll duften genau wie ich", sagte sie. Sie bürstete und frisierte ihm das kurzhaarige Fell und bedauerte nur, das seine Haare nicht lang genug waren, sonst hätte sie ihm auch noch Locken gebrannt und einen Bubikopf geschnitten, wenigstens einen Bubischwanz.

Ach, sein Schwanz! Das war das einzige Leid, das sie um Bello, ihren Liebling, hatte . Schon in frühester Kindheit hatte man ihm den Schwanz gestutzt, und nur noch ein daumenlanges Endchen deutete die Verlängerung seiner Hundepersönlichkeit an, welche die Natur eigentlich für ihn vorgesehen hatte. Dieser kleine Rest stand wie ein "Schweizer Stumpen" da, wo sich seine Körperformen leise in die Linien der Landschaft verloren, und mit ihm erwiderte er die Liebe seiner Herrin in stummen, aber doch so beredten, seelenvollen Bewegungen.

"Ach, Bellochen, wie konnten die Menschen nur so grausam sein und dir dein schönes Schwänzchen nehmen! Und das noch mit einem harten Beilhiebe! Nein, nein, das war zu viel der Unbarmherzigkeit. Aber bei Mutti sollst du es gut haben."

Sie schaute tief in seine kastanienbraunen Augen, und ein Himmel voll Gemüt und verständnisinniger Dankbarkeit leuchtete ihr aus der Hundeseele entgegen.

Und wie sorgte sie für seinen Appetit, mit dessen Betätigung er seinen gesamten Lebensinhalt bestritt! Sie ging nicht zum Metzger, um Abfall für ihn zu holen, o nein, Bello bekam jeden Tag seine richtiggehende Bratwurst und an Festtagen noch eine besonders ausgewählte Zukost.

Wenn der Winter begann, machte sie Bello eine warme Decke, die sie mit zierlichen Bändern um seinen fetten Leib befestigte. Ja, sie wollte ihm auch noch wollene Pantöffelchen sticken, damit seine Pfötchen nicht schonungslos dem Dreck und den Steinen der harten Erde preisgegeben wären. — —

Da fuhr aber endlich der Herr Amtsrichter dazwischen:

"Wie weit willst du eigentlich den Unsinn mit dem Hunde noch treiben?"

"Unsinn?" rief sie masslos empört.

"Jawohl, Unsinn! Dass du dich überhaupt so an einen Hund wegwerfen kannst!"

Nun war es aus mit ihrer Zurückhaltung, die sie seit langem kaum noch zu bändigen vermochte, wenn ihr Mann auf ihre mütterliche Hingabe an Bello zu sprechen kam.

"Ihr Männer habt alle kein Herz," rief sie entrüstet.

"Doch — aber nicht für ein Hundevieh!"

"Vieh? — Vieh sagst du? Begreifst du denn nicht, dass auch ein Hund eine Seele hat von einer Tiefe und Treue, dass man sie lieben muss?'

"Ja — eine Hundeseele hat er, mehr nicht."

"Dann schau doch nur einmal in seine seelentiefen Augen! Sieh doch nur, wie er mir mit seinem Schwänzchen Kunde gibt von den leisesten Regungen seines Gemütes!"

"Es wäre mir lieber, er gäbe mir öfters Kunde von seinem stubenreinen Verhalten. Heute morgen wieder . . ."

Der Herr Amtsrichter wollte gerade wieder einmal die verhängnisvolle Vorliebe und den stürmischen Betätigungsdrang in der Denkmalspflege, die Bello Tag für Tag auf den Gängen des Hauses und sonstwo, wo es wirklich nicht angebracht war, ausübte, als schärfstes Geschütz gegen ihn aufführen, da war aber das Mass des Unwillens bei seiner liebevollen Gattin auch schon zum Ueberlaufen voll. Sie riss Bello an sich und ging hochroten Kopfes davon.

Nein, ihr Mann hatte kein Verständnis für die Tiefen einer Belloseele und ihre freie, künstlerische Betätigung. Sich und Bello zum Troste briet sie dem Hunde heute eine doppelt so lange Wurst wie an gewöhnlichen Tagen, und ihre heissen Tränen fielen, sich ganz und gar verzehrend, in die brodelnde Bratwursttunke.

Nun war wieder einmal Krieg zwischen Gatte und Gattin wegen Bellos, des seelentiefen Hundes. Der Krieg zog sich über Tage und Wochen hin. Aber nun stand des Amtsrichters fünfzigster Geburtstag bevor, und dieser Tag sollte für Amtsrichters weiten Bekanntenkreis ein Fest von ganz besonderer Bedeutung werden. Nicht nur, weil der fünfzigste Geburtstag für jeden Menschen, zumal für einen Amtsrichter, ein Tag ist, aussergewöhnlichen Gedenkens wert, sondern auch weil es zum erstenmal nach der Zeit der schrecklichen Geldentwertung war, dass Amtsrichters einen festlichen Abend gaben. Darum legte Frau Amtsrichter ihre glühende Liebe zu Bello ein wenig auf Eis, um ja keinen Misston in die geplante Festfeier zu bringen. Auch der Amtsrichter sah über die eisgekühlte Liebe seiner Frau in diesen Tagen hinweg. Im stillen Herzen aber lag er beständig auf der Lauer, eine Gelegenheit zu erwischen, um der unglücklichen Belloliebe seiner Frau den Garaus zu machen.

Der fünfzigste Geburtstag kam. Frau Amtsrichter hatte den Festabend auf das sorgfältigste vorbereitet. Die Preise für Lebensmittel waren zwar immer noch sehr hoch, und deshalb hatten die Damen ihres Kaffeekränzchens unter sich ausgemacht, einstweilen bei ihren Festen keine grosse Tafel mit warmen Gerichten aufzumachen. Frau Amtsrichter, geschickt in diesen Dingen, hatte sich auch mit einer kalten Platte ausgezeichnet zu helfen gewusst.

Mit ganz auserlesenem Geschmack hatte sie sich im leistungsfähigsten Feinkostgeschäft der grossen Nachbarstadt eine kalte Schüssel zusammenstellen lassen, die einer königlichen Tafel würdig gewesen wäre. Vom Kaviar bis zu den Radieschen war rein alles da. Das beste vom Besten hatte sie ausgewählt und mit kundiger Hand alles so bezaubernd hergerichtet, dass die Schüsseln geradezu wie Festgedichte anmuteten. Gerade hatte sie ihre Gedichte bis zum vorletzten, duftigsten Hauche ausgefeilt, da kamen die ersten Gäste an .

Sie konnte es nicht unterlassen, überlegen zu schmunzeln und im Stillen zu denken: "Wie werden sie staunen, dass ich mich so geschickt aus der Verlegenheit gezogen habe!" Einfach sollte das Essen sein, zu dem man sich gegenseitig einlud. "Und nun werde ich alle ihre Mutmassungen übertrumpfen. Platzen sollen sie vor Neid, wenn sie sehen, dass es mir gelungen ist, die verwöhntesten Ansprüche einfach zu übertrumpfen."

Gäste um Gäste kamen. Während ihr Mann die Gäste im Festzimmer unterhielt, musste sie zwischendurch immer mal wieder in die Küche springen, um ihr kaltes Aufschnittgedicht immer noch wirkungsvoller zu gestalten, hier noch eine blasse Tönung verstärkend, dort eine etwas aufdringliche Linie zurückdämmend.

Als sie endlich das Letzte aus ihrem Feinkostkunstgebilde herausgeholt hatte, liess sie ihren Blick noch einmal prüfend über die Platte gehen und lächelte befriedigt:

"So mag's gehen. — Siehst du wohl, Bellochen", sagte sie dann zu ihrem Hunde, "was Mutti heute schönes zustande gebracht hat". Und sie zeigte ihm die festlich prangende Schüssel.

Bello schob zur Mitteilung seines Einverständnisses mit ihr seinen "Schweizer Stumpen" einigemal bewegt hin und her und schaute seine Herrin diesmal mit einem ganz besonders verständnisinnigen Blicke an.

Plötzlich schellte es wieder an der Haustür. Frau Amtsrichter wollte es sich nicht nehmen lassen, die letzten Festgäste persönlich zu empfangen und ging hinaus. Da sie nun nichts mehr in der Küche zu besorgen hatte, geleitete sie ihre Gäste in das Festzimmer und wartete ungeduldig der Stunde, die für das Geburtstagessen festgesetzt war. Ihren besten Freundinnen verriet sie ganz still ins Ohr hinein, dass es ihr gelungen sei, trotz der schlechten Zeiten ein ganz erlesenes Festmahl herzurichten. Nun wurden auch die Freundinnen ungeduldig, und alle harrten in gespannter Neugier der Dinge, die da kommen sollten.

Bello war inzwischen in der Küche geblieben. Der liebegestättigte Blick seiner Herrin hatte diesmal seine Hundeseele mit ganz besonders tiefer Wirkung getroffen. Und da sie ihm noch dazu die mit Leckerbissen

gefüllte Schüssel unter die Nase gehalten hatte, bestand für seinen Hundeverstand gar kein Zweifel mehr, dass es die gewohnte, diesmal besonders freundliche Einladung zum Speisen war, als sie zu ihm sagte: "Siehst du wohl, Bellochen, was Mutti heute Schönes zustande gebracht hat."

Gewohnt, die Liebe seiner Herrin mit bedingungslosem Gehorsam zu erwidern, wartete er kaum, bis die Küchentür hinter ihr zugefallen war, stieg auf einen Stuhl, vom Stuhl auf den Tisch und begann — er hatte eine sehr feine Nase dafür, eine Doppelnase sogar — das kalte Aufschnittgedicht mit dichterischer Einfühlung zu geniessen.

Er liess zunächst einmal seine doppeltgebohrte Bulldoggennase prüfend über die verschiedenen Schüsseln hin und her gehen. Mit Kennerblick verzog er befriedigt seine Backentaschen. Er stutzte einen Augenblick. Vieles zwar hatte er schon von der abgrundtiefen Liebe seiner Herrin erfahren, aber solch eine Auslese und solch ein Reichtum der erlesensten Genüsse war ihm im Leben noch nie vor seinen Riecher gekommen.

"Wie ist doch meine Herrin so gut!" dachte er ganz gerührt, mit einer Träne im Auge, und holte sich zunächst einmal ein kaltes Fasanenbein aus der reich belegten Schüssel.

"Wie kann ich ihr das nur vergelten?" dachte er weiter und verzehrte mit grossem Behagen, was die Schüssel an Hummern darbot.

"Nein, nein, das werde ich ihr in Ewigkeit nicht vergessen!" Und nun rollten ihm die Tränen aus beiden Augen zu gleicher Zeit die freudig bewegte Backe herunter. Zwischendurch aber wühlte er die Schüsseln, eine nach der anderen, nach den köstlichsten Leckerbissen durcheinander.

So speiste er mit wachsendem Wohlbehagen weiter und bedauerte nur, dass er allmählich satt wurde und seine Aufnahmefähigkeit sich zu erschöpfen begann. Aber er wollte seiner guten Herrin doch den einen Trost geben, von allem gekostet zu haben; so knabberte er wenigstens alles an, was er nicht mehr hinunterwürgen konnte.

Nachdem er so alle Möglichkeiten, die kalte Schüssel unbrauchbar zu machen, erschöpft hatte, stieg er vom Tische hinunter und leckte, befriedigt wie nie im Leben, seine doppelt gebohrte Schnauze.

Dann fühlte er sich innerlich doch etwas peinlich beschwert. Er legte sich deshalb zur stillen Verdauung hinter den Küchenherd.

Inzwischen war die ungeduldig erwartete Stunde des Festessens gekommen. Frau Amtsrichter sagte: "Darf ich bitten", und die Gäste schwebten erwartungsvoll zu Tische.

Nun stieg der Augenblick herauf, auf den sich Frau Amtsrichter seit vielen Wochen gefreut hatte, der Augenblick, der allen ihren Freundinnen ihre Ueberlegenheit in Küchendingen sieghaft vor Augen führen sollte. Von einem Hochgefühle ganz seltener Art getragen, wogte sie in die Küche, die aufs feinste hergerichtete kalte Platte zu holen.

Indessen entfalteten die Gäste ihre Mundtücher und harrten der Freuden des Mahles.

Da — mit einem Male ein furchtbarer Schrei aus der Küche her. Die Gäste sprangen auf und rasten hin. Ein Bild des Jammers bot sich ihnen dar. Gebrochen, wie eine vom Blitz getroffene Edeltanne, lag Frau Amtsrichter da und schluchzte herzbrechend. Die Gäste waren starr und konnten sich die Lage der Dinge nicht erklären.

"Was ist denn nur?" fragte der Herr Amtsrichter, zu Tode erschrocken.

Nach langem, wortlosem Schluchsen kam es endlich stückweise aus ihr heraus: "Bello hat alles gefressen."

Da lösten sich die Gäste aus ihrer Starre und gingen mit einem kaum verhaltenen Lächeln auf den Lippen ins Festzimmer zurück. Die Damen konnten nur mühsam ihre Schadenfreude mit Worten des Bedauerns und des Trostes schämig bekleiden. Alle fanden aber den Humor, sich vergnüglich in die etwas eingeengte Lage der zu erwartenden Genüsse zu finden und erklärten sich gern und gut zufrieden mit dem, was die Küche in der Not als Ersatz zu bieten hatte.

Der Herr Amtsrichter aber gedachte die sich endlich darbietende Gelegenheit, dem "Bellokult" ein Ende zu machen, gründlich auszunutzen. Er erspähte den Augenblick, wo er seine Frau allein in der Küche traf und hielt ein strenges Strafgericht über Bello, den verwöhnten Vielfrass. Am Ende seiner Anklagerede beantragte er ein "exemplarische Strafe" für den Verbrecher: Fünf Jahre Ehrverlust und Aberkennung aller hundebürgerlichen Rechte. Herabsetzung aller Hundeliebe bis tief unter den Gefrierpunkt. Anlegen des Uebeltäters draussen an der Hundehütte. Sofortiges Hinabstossen in den kalten Keller. Alles ohne Bewährungsfrist!

Das traf Frau Amtsrichter schlimmer noch als der Verlust der auserlesenen, kalten Schüssel. Sie bat, sie flehte, sie weinte um Erbarmen, aber der Herr Amtsrichter blieb unerbittlich, bis seine Frau sich endlich bereit erklärte, den Strafvollzug selber in die Hände zu nehmen. So hoffte sie ihr Lieblings wenigstens einigermassen noch vor der Grausamkeit des Mannes schützen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Da sind sie verwelket, verdorret . . .
(Aus "Des Knaben Wunderhorn".)

Ein silberumrandetes Rosawölkchen stand noch am Abendhimmel. Darüber ein Band Himmelsblau, von blassem Grün durchtupft. Aber die grauen Wolkenmassen drängten sich missgünstig immer enger zusammen, quirlten empor wie die Gischtwellen der See und reckten mit gierigen Zungen nach dem Stückchen Schönheit — bis sie es ausgelöscht hatten; bis es untergetaucht war in das Wolkenmeer . . . ertrunken in der grauen Uendlichkeit . . .

"So wie alles hier ertrinkt . . . alles, alles!" murmelte Suse Graf, die am Fenster ihrer armseligen Elternwohnung stand und mit zusammengepressten Lippen auf das Versinken des letzten Farbenschimmers starrte. "Just so wie bei uns hier! Alles geht unter im grauen Elend! Der letzte Fetzen Schönheit — jedes bisschen Freude . . . Herrgott, so ein Leben!"

Sie strich mit ungeduldiger Bewegung das braune Kraushaar aus der Stirn. Das jungeschöne Gesicht war wie verwühlt von innerem Aufbegehren. Der mühsam verhaltene, leidenschaftliche Lebensdurst ihrer neunzehn Jahre jammerte daraus — etwas Loderndes, Gewaltsames, das nach Leben schrie.

Ah, wie sie diese täglich Fron hasste! Hasste!!

Arbeiten wollte sie gewiss — ja! ja! Aber nicht so!! Nicht verkümmern, verelenden!

Wenn doch der Vater sie gehen liesse! O wenn er doch . . .

Sie presste die Stirn gegen das Fensterkreuz und schluckte an heimlichen Tränen.

Das harte Atmen des kränkelnden Vaters keuchte durch die Stube. Stöhnend hielt die Mutter einen Augenblick die Nähmaschine an und setzte eine neue Spule in das Schiffchen.

"Kannst nit mehr sehen zum Klöppeln, Suschen?" tastete ihr schüchternes Fragen.

"Nein," gab die Tochter schroff Bescheid, ohne sich umzuwenden. "Die Spitze ist zu fein; kann das Muster nit mehr unterscheiden. Die Augen brennen mir schon."

"Ja, ja, soll wohl sein," nickte die Frau begütigend und seufzte. "Ich mein' auch bloss."

Es wurde rasch dunkel. Aus allen Ecken der niederen Stube, die gleichzeitig Arbeitsraum, Küche und Schlafstätte der Eltern war, kroch die Finsternis, schattenhaft, feindselig.

Da klagte wieder die dünne Stimme der Mutter bekümmert: "Is so früh düster heut! Die Regenwolken! Kann nit mehr sehen, wo ich hinnäh'. Och Gott, müsst' so nötig fertig werden für et Geschäft."

Keiner antwortete. Sie machten auch kein Licht. Wozu? Das bleiche Elend um sie her kannten sie auswendig. . . . Jedes von ihnen sah auch durch die Dunkelheit hindurch die magern, hungrigen Gesichter der andern vor sich. Und um miteinander zu sprechen, dazu brauchten sie kein geldverzehrendes Licht.

Aber sie sprachen selten zusammen. Sie hatten sich nichts zu sagen. Die ewige Not stumpfte ab.

Die Frau hatte vorhin schon Franz und Fritz, die dreizehnjährigen Zwillinge, zu Bett geschickt. Sie waren bei ihrer Arbeit, dem Dütenkleben, fast eingeschlafen und stolperten, eine Schnitte Schwarzbrot in der Hand, schlaftrunken die hühnersteigartige Leiter zu dem Dachkämmerchen empor, das sie mit ihrem zwanzigjährigen Bruder Anton teilten.

Tief auf seufzte die Mutter und richtete den vom Bücken über die Maschine krumm gezogenen Rücken gerade. Die frühe Düsternis nahm ihr vorzeitig die Arbeit aus den müden Händen. Es war sonst um diese Zeit im Hochsommer fast bis zehn Uhr abends hell. Und bis zehn Uhr, so lange noch ein Schimmer von Licht es ermöglichte, beugten sich alle Köpfe über die Arbeit . . . die "Heimarbeit"! Tiefgesenkt, fast ohne aufzusehen, aufzuatmen — Vater, Mutter, Kinder, vierzehn bis sechszehn Stunden lang. Kaum dass man sich die Zeit nahm, die kümmerliche Nahrung, Kartoffeln, Schnaps, Brot und dünne Zichorienbrühe hinunterzuschlingen . . .

Frau Anna Graf hätte auch heute gern noch eine Stunde länger geschafft. Denn morgen war "Liefertag" in der Stadt — und sie hatte das letzte Dutzend Kinderkleidchen für das Warenhaus noch nicht fertig genäht. Aber das Petroleum war teuer . . . nein, unser Herrgott gab das Licht umsonst; da wollte sie lieber morgen um vier Uhr aufstehen und den Rest fertigmachen.

Sie war ja auch so müde jetzt. So todmüde. Den ganzen Tag rasselte unermüdlich die Nähmaschine, auf der Frau Anna Graf die fertiggeschnittenen Kinderkleidchen aneinandernähte — das Stück zu fünfzehn Pfennigen! Zwei Stunden arbeitete sie an jedem, drei Pfennige gingen noch ab für Garn und Haken — so blieben ihr sechs Pfennige die Stunde.

Ein Blutgeld! Aber es war noch viel. Ihr armer Mann verdiente ja noch weniger. Er und Anton leimten Puppenmöbel und schnitzten Kinderspielzeug; denn die Spielwarenindustrie "blühte" in diesem armen thüringischen "Heimarbeiterdörfchen". Das brachte nur zwei bis vier Pfennige die Stunde ein. Und für die geschnitzten Holztiere gab es nur einen einzigen Pfennig das Stück!

Die Gedanken der geduldigen Frau klagten stumm, was ihre Lippen niemals aussprachen: "Ach, du lieber Heiland— wenn an deinem Geburtstag die Kinder vor dem Christbaum stehen und mit seligen Augen das Kripplein anstaunen, und mit den Fingerchen über die Holzkühlein und -Oechschen und die Wollschäfchen streichen — — ob du das wohl gewollt hast, guter Heiland, dass die Hungerseufzer der Armen daran haften?"

Ja, die Unternehmer, die ganze Wagenladungen des zierlichen Spielzeugs in die feinen Geschäfte der Hauptstadt schickten und bis über das grosse Wasser, gar nach Amerika, wie man sagte, die wurden reich. Und sie . . . oh, sie . . .

Die zerstochenen Finger wischten hastig ein paar heisse Tropfen aus den Augen. Aber es war ja dunkel, niemand sah es.

Scheu blickte sie in die Ecke, wo ihr Mann sass. Sie konnte ihn nicht sehen, aber sie wusste: er hockte am Arbeitstisch, den Kopf in die Hand gestützt und starrte vor sich hin . . . finster, mutlos.

Mutlos! . . . ja, das war das Schlimmste. Seit Lorenz Graf es auf der Lunge hatte, musste er die Arbeit in der Messerfabrik drüber in Bergedorf aufgeben. Die Fabrikluft hatte ihn ausgezehrt.

Dass Gott erbarm! Als ob es daheim besser damit bestellt wäre!

Schwerfällig stützte die Mutter die schmerzenden Füsse gegen die Kante des erloschenen Herdes. Eine atembeklemmende Luft wolkte in der Stube, ein widerlicher Geruch von Leim, Kochdunst und nassen Kleidern. Sogar ein Gesunder müsste darin krank werden! . . . Und da kam auch schon aus der Ecke das hohle, stossweise Husten des Vaters.

"Suse, schnell, mach'n Fenster auf! Is so stickig hier!" rief Frau Anna hastig und schlurfte zu ihrem Manne hin.

"Zulassen!" ächzte der zwischen zwei erschütternden Hustenanfällen.

Ach — es durfte doch nicht gelüftet werden! Denn an den Wänden standen in langen Reihen auf Schragen die frisch geleimten Puppenmöbelchen. Der leiseste Windhauch von draussen warf sie um und sie fielen auseinander. Da musste man lieber die verdorbene, mit Krankheitskeimen geschwängerte Luft einatmen!

Der Husten liess nach. Nur der Atem des Mannes ging noch mühsam. Zögernd nahm die Mutter ihren vorigen Platz wieder ein.

"Willst du noch ausgehen, Anton?" fragte sie ihren ältesten Sohn, der von der Bank aufstand, wo er unlustig und abgespannt gehockt hatte, und mit steifen Gliedern durchs Zimmer ging.

"Nur 'n bissel noch zum Jörg nebenan."

"Bleib nicht zu lang, Anton. Wenn du morgen 'n paar Stund früher aufstehen willst, könnt Vater wohl 'n bissel länger liegen bleiben?"

"Ja, mir recht. Ich komm bald wieder . . . Gehst mit, Suse?" wandte er sich an seine Schwester, die noch unbeweglich am Fenster lehnte. "Der Jörg hat 'n feines Liedel auf der Zither gelernt! Horch, da pfeift er schon draussen!

> Du, du liegst mir im Herzen,
> Du, du liegst mir im Sinn —
> Du, du machst mir viel Schmerzen,
> Weisst nit, wie gut ich dir bin ..."

brummte er lockend mit.

Suse zuckte geringschätzig die Achseln, ohne sich nach dem Bruder umzuwenden.

Was kümmerte sie der Jörg noch? Früher — nun ja, da hatte sie gern den lustigen Liedern des schmucken Burschen gelauscht . . . und auch nicht ungern in seine fröhlichen blanken Augen geschaut.

Aber nun — sie warf den Kopf auf — was lag ihr an ihm? . . .

So trotzte es in ihr — aber sie musste dabei da innen irgend etwas Feines, Zartes, das dort aufblühen wollte, zerdrücken.

"Hab keine Lust," sagte sie abweisend.

Und sah doch mit seltsam leerem Blick vor sich hin — und irgend etwas tat ihr weh.

"Ach was, komm mit," beredete Anton sie halblaut, "'s wird lustig. Hab's dem Jörg versprochen, dass du kommst. Müllers Regin ist auch da . . . Du, Suse, weisst, was unser Fritz gestern in der Schul' gesagt hat? Dem Jörg seine kleine Schwester hat's zu Haus erzählt. Also der Schulmeister hat den Jungen gefragt: 'Wie lange blieben Adam und Eva im Paradiese?' Sagt der Fritz, der Döskopp: 'Bis die Aepfel reif waren!' Fermost! Nich, Suse?"

Aber des Bruders Aufmunterungskünste wurden von Suse nicht gewürdigt. Sie fand nicht mal ein Lachen . . . Nur ein unwirsches: "Geh doch und lass mich in Ruh!"

"Na, denn nich, launische Katz!" brummte Anton ärgerlich. "Hast wohl 'ne Schraube los im Kopp?" Spöttisch lachend schlug er die Tür hinter sich zu und stapfte nach draussen.

Mit zusammengebissenen Zähnen starrte das Mädchen in das Düster hinaus.

Leidenschaftliche Gedanken und Wünsche flackerten hinter ihrer Stirn. Ihre ganze junge Seele — diese unzufriedene, fieberisch heissblütige begehrliche Seele — war in Aufruhr.

Konnte . . . konnte sie denn dieses blutsaugende Elend noch länger ertragen? . . . Dieses Hungerleben, das ihre Jugend erstickte, mit langen Spinnenfingern sie drosselte und langsam ihr die Kehle abwürgte?

Sollte sie ein stummes Lasttier werden wie die Mutter . . . grau, stumpf?

Nein, fort aus diesem Zuchthäuslerdasein! Blutstromheiss pochte das lockende Leben an ihr Herz, fieberte durch ihre Adern.

Leben wollte sie . . . leben! Sie war jung und hübsch! Die Welt hat viele Strassen — eine davon war die Strasse ihres Glückes. Sonnengoldene Weiten taten sich auf . . . Oh, nicht hier verwelken und verkümmern!

Gott, o Gott . . . um die unerträgliche Qual dieses Lebens! Tag aus, Tag ein . . . Jahr um Jahr — immer, immer dasselbe . . . wie gekettete Strafgefangene!

"Heimarbeit!" Ach ja, das klang so traulich, so nach stillem Glück im Winkel mit bescheidenem Auskommen. Die Wirklichkeit hatte ein anderes Gesicht: schmachvolle Ausbeutung, erschütternde Not, frühes Siechtum.

Der Vater hustend, hohläugig, mit eingefallener Brust. Die Mutter früh gealtert, ausgeschunden. Die Brüder verkümmert, schlecht genährt, freudlos. Blasse Kellerpflanzen, die keine Sonne kannten, kein fröhliches Lachen ... Es hatte zuviel in die Blüten geregnet.

Und sie selbst? . . .

Suse Graf biss in die Lippen, dass sie bluteten. Ihr Kopf brannte, die Schultern schmerzten, die Handgelenke waren geschwollen.

Sie klöppelte Spitzen, wie Tausende in Thüringen und im Erzgebirge. Für reichlich fünf Meter dieser feinen Wundergebilde erhielt sie sechs Mark.

Aber — sie arbeitete daran hundertachtzig Stunden . . . hundertachtzig lange, nervenzerrüttende Stunden — jede für drei Pfennig! . . . Und von diesem Hungerlohn ging noch eine halbe Mark für Material ab!

War das nicht blutiger Hohn auf Menschlichkeit und Gerechtigkeit?!

Nein, still — sie durfte nicht klagen! Denn die Haukamps Grosmutter, die Achtzigjährige, arbeitete mit den zittrigen Fingern doppelt so lange an dieser Spitze und brachte es also — beinahe hätte Suse höhnisch gelacht, aber ein Schluchzen sass ihr im Halse — brachte es auf anderthalben Pfennig die Stunde! Und arbeitete doch geduldig und unermüdlich, denn die bitterarmen Haukampsleute konnten diesen Jammerlohn nicht entbehren.

Suse krampfte die Hände ineinander.

Und drüben in Reinhardsbrunn, dem feinen Badeort, kaum vier, fünf Stunden von hier, da spazierten die vornehmen Damen in seidenen Kleidern einher — die trugen die feine spitzenbesetzte Wäsche! Diese Spitzen, an denen noch die Tränen und Seufzer der armen Arbeiterinnen klebten.

In Reinhardsbrunn! Suse Graf atmete schwer. Da wogte das Leben glanzvoll. Da war all das Schöne, Lockende, Verheissende, das ihr unbewusst im Blut rauschte wie ein betörend süsses Geheimnis. Da war Erlösung aus der Enge.

Böhmers Martha, die als Zimmermädchen im Kurhotel diente, hatte ihr neulich bei einem Besuche Wunderdinge erzählt von den vornehmen Herrschaften und ihrem üppigen Leben.

Wie durch den schmalen Spalt eines Vorhanges hatte Suse da einen Blick tun dürfen in eine fremde Zauberwelt voll Pracht und Genuss, die mit ihrem Gleissen das arme Kind der Not blendete und ihm den Sinn verwirrte.

Seitdem glomm ein heimlicher Brand in Suse Graf . . .

Ein Seufzer wehte durch die dunkle Tiefe des Zimmers. Ahnte die Mutter die würgende Seelennot ihres Kindes?

Jäh wandte Suse sich um. Fahl tauchte ihr Gesicht aus webenden Schatten.

"Vater! Mutter!" stiess sie hervor, "lasst mich doch fort! Sagt ja . . . sagt ja! Nach Reinhardsbrunn möcht' ich! Die Martha verschafft mir eine Stelle dort, und . . ."

"Fängst schon wieder davon an?" unterbrach der Vater sie rauh. "Ich geb's nit zu! Nie! Ein junges Dirndl wie du gehörst ins Elternhaus. Nit in die leichtsinnige Welt!"

"Och Kind, Kind, bleib doch hier," jammerte die müde Stimme der Mutter aus der dunklen Herdecke heraus. "Die Welt is schlecht . . . voll Gefahren . . . Und du bist halt 'n bissel überfliegerisch . . . Könnt'st Schaden leiden . . . Suschen, sei doch zufrieden — — kommen auch wohl bessere Zeiten . . ."

"Besere Zeiten?" höhnte die Tochter erbittert. "Jawohl, wenn wir auf dem Stroh liegen, totgehungert und totgearbeitet — eher nit! Mutter, ich halt's nie aus! Es drückt mir's Herz ab! Mutter, bedenk doch: zwanzig Mark kriegt die Martha im Monat! Und noch feine Kleider und viel Trinkgeld! . . . Zwanzig Mark! Soviel wie wir alle zusammen kaum verdienen, wenn wir uns halbtot schinden . . . Ich könnt' euch doch helfen . . . Vater könnt' sich besser pflegen . . ." Sie schluchzte leidenschaftlich.

Die Mutter schwieg furchtsam. Die beschwörenden Worte des Mädchens verfehlten ihren Eindruck nicht auf sie. Weckten verschüttete Erinnerungen.

Hatte es nicht einst ähnlich in ihr selbst gegährt — damals, als sie jung und hübsch war wie Suschen? Hatte nicht das Fernweh in ihr gebrannt? Verzweiflungsvoller Ueberdruss an ihren mühsalgefüllten Tagen?

Sie fühlte plötzlich, was in Suse vorging und litt mit ihrem Kinde. Und dann . . . zwanzig Mark monatlich — — —. Sie seufzte. Welche Erleichterung wäre das für den Vater — für sie alle!

Aber . . . das heissblütige, unerfahrene Mädchen in die Freiheit und die Verführungen des Kurortes ziehen zu lassen — —

Frau Anna Graf liess den grauen Kopf sinken. Suse war zu hübsch . . . Nein, nein, man konnte das nicht verantworten.

"Vater, ich darf gehen, nicht wahr?" bestürmte Suse nochmals den wortkargen Mann. "Ich darf Martha schreiben, dass ich . . ."

"Schweig!" rief Lorenz Graf heiser. "Kein Wort mehr will ich davon hören! Hier bleibst du!! Es ist der Hochmut und der Genussteifel, der dich treibt. Besser arm und brav als . . ." Ein Hustenanfall riss ihm das Wort ab und würgte ihn. Rasselnd rang er nach Luft. Dann lag er matt zurück im Sessel.

Stille war es in der Stube. Totenstill. Nur das schwere, gepresste Atmen der drei Menschen keuchte darin.

Die Dunkelheit verbarg das Aufleuchten eines heimlichen Feuers in des Mädchens Augen und den entschlossenen Zug um ihren Mund.

"Gute Nacht!" stiess sie widerwillig hervor und lief hastig aus dem Zimmer in ihr Dachstübchen hinauf.

* * *

Am folgenden Morgen warf die Sonne in strahlendem Siegerlächeln wieder ihr Goldgespinst über die laubfrisch gebadeten Wälder der Thüringer Berge . . . und über die zerstreuten armen Häuslein, die sich wie zerzauste graue Spatzen in die Talmulde duckten.

Die Welt war voll Schönheit und Heimatseligkeit. Vögel trugen Halme zum Nest — zur zweiten Brut. Fern im Walde lockte ein Pirol. "Brennende Liebe" flammte in den Ecken der winzigen Nutzgärten; Rosen dufteten stark und süss an deren Zaun oder Hecke — denn Platz fortnehmen durften sie freilich nicht.

Der Jörg mit seinem schönen, wenn auch ungeschulten Tenor sang schallend über die Strasse:

> "Noch ist die blühende, goldene Zeit,
> Noch sind die Tage der Rosen . . ."

Suse Graf sass mit verweinten, scheuen Augen und trotzigem Gesicht tief über ihrem Klöppelkissen gebeugt.

Niemand hatte bemerkt, dass sie schon in aller Frühe einen Brief an Martha Böhmer in den Postkasten getragen hatte.

Tiefer noch senkte sich der feine Kopf mit dem braunen Haargekraus, als des Jörg Stimme sich an ihr Herz heranschmeichelte.

"Die blühende, goldene Zeit!" murmelte Suse bitter . . . aber ihre Lippen zuckten unbewusst in verhaltenem Sehnen.

Unsere Stellung zu Nationalismus und Nationalitätenproblem

(Fortsetzung von Seite 13)

2. Der Nationalstaat ist nicht das einzig und allein berechtigte Prinzip der Staatenbildung;
3. Wir glauben an die Organisation des übernationalen Staates, weil er geschichtsbildender Faktor und geschichtsgegebene Tatsache ist;
4. Der übernationale Staat behauptet nicht, auch nur für einen seiner vielen Völker den Nationalstaat darzustellen;
5. Für seine Daseinsberechtigung beruft sich der übernationale Staat auf historische, dynastische, geographische, wirtschaftliche und kulturelle Gründe, die für ihn bindende und zusammenschweissende Kräfte enthalten!

Der Nationalismus hat die Katholische Kirche zum Feind! Sie hat ihren Namen "katholisch" gerade daher, dass sie übernational ist und der Zersplitterung in Nationalkirchen unbedingt widerstrebt. Im gegenwärtigen europäischen Chaos, das nicht zuletzt von den zerstörenden Kräften eines Jahrhunderte alten europäischen Nationalismus verursacht wurde, wird es eine der ersten fundamentalen Aufgaben für die Aufrichtung eines wahrhaften europäischen Friedens sein: die grösste Irrlehre, die aus dem Aufklärertum und dem Geist der Französischen Revolution entstammt, den Nationalismus, siegreich zu überwinden.

Warum? . . . Junges Kind, kennst du dein eigenes Herz? Blaue Augen hat der Jörg, blanke Augen; einen lustigen blonden Haarschopf, der immer eigensinnig in die Stirn fällt; und geschickte Hände, die eifrig Porzellantassen und -Schalen bemalen. Gute, fleissige Hände, die wohl auch ein bescheidenes Nestchen schaffen können für eine liebe Zweisamkeit! . . . Schau, wie die Meisen und Finken emsig Federchen und Halme zum Nestbau schleppen in froher Geschäftigkeit! "Ost oder West, daheim ist das Best'!" singen und schmettern und flöten sie in der seligen Genügsamkeit ihres "Glücks im Winkel".

Suse's Hände sinken einen Augenblick. Verloren geht ihr Blick durchs Fenster in die Weite.

Der Jörg ist ein Braver, ist schmuck und ist frisch. Singen kann er wie der Engel Gabriel. Alle Mädchen schauen ihm verstohlen nach. Aber er sieht nur sie, die Suse! Nur sie! Ist glücklich über einen freundlichen Blick von ihr . . .

Doch da gleisst vor der Träumenden Augen die Ferne auf, die betörend lockende Ferne . . . Hastig schüttelt sie die weiche Regung ab und greift mit zitternden Fingern zur Arbeit.

Ueber die Strasse klingt es verhalten:

"Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb.
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Suse Graf warf den Kopf in den Nacken. "Königskinder in Lumpen!" lachte sie spöttisch auf und warf mit fahrigen Händen die Köppelhölzer um die Nadeln. —

Gegen Mittag kam die Mutter von ihrem Liefergang in die Stadt heim, beladen mit neuer Arbeit. Einsilbig erzählte sie dies und das. Mann und Tochter hörten schweigsam zu; nur Anton und die Zwillinge, die eben aus der Schule kamen, hatten manches zu fragen.

Nach dem kargen Mittagsbrot, das wenig Zubereitung erheischte, sagte Frau Anna: "Hier, Suse, lauf mal schnell zur Näh-Gertrud; ich hab ihr aus der Apothek ihre Tropfen mitgebracht. Bin zu müd, um noch den Weg zu gehen."

"Na, dat kann die Suse doch auch noch am Abend tun," murrte Anton und gab unwirsch dem Leimtopf einen Stoss, dass er beinahe umkippte. "Hin und zurück, dat is über eine halbe Stund, so mitten aus der Arbeit."

Er war ärgerlich auf seine Schwester, denn Jörg hatte den ganzen Abend seine lustige Stimmung nicht wiedergefunden, hatte trübselig die Federn hängen lassen.

"Ich mein' auch, dat eilt nicht so," stimmte der Vater bei.

Aber die Mutter beschwichtigte mit einem forschenden Blick auf der Tochter verschlossenes Gesicht: "Ach, lasst sie nur laufen. Ist so blass heut; die frische Luft tut ihr gut. Gelt Suschen?"

Und dachte heimlich: die alte Näh-Gertrud, das fromme, kluge Jungferlein, mag dem flatternden Seelchen wohl seine Not ansehen. Und weiss ihm ein gutes Wort!

Die Näh-Gertrud, ein verhutzeltes Weiblein, war doppelt arm, weil sie gar so hilflos und krank seit Jahren im Bette lag. Sie hauste mit ihrem halbschwachsinnigen Bruder in einem armseligen, fast zusammenfallenden Hüttchen am Waldrand. Regen und Schnee drangen durch das schadhafte Dach, durch die vielfach zerbrochenen Fenster hinein, oft genug bis auf das dürftige Lager der Siechen. Der Wind pfiff durch die Ritzen.

Morgens kochte der blöde Drickes unter vielerlei Gebrumm und verkehrten Handgriffen ihr einen Topf Suppe und stellte ihn ans Bett. Dann ging er zum Berghofbauern, wo er gegen Kost und geringes Entgelt für ganz leichte Arbeit verwandt wurde — denn der Drickes hatte keine Vorliebe für's Müdewerden. So blieb die Gertrud den ganzen Tag mutterseelenallein.

Suse besuchte sie sonst nicht ungern. Denn Base Gertrud hatte immer ein liebes, verstehendes Wort und Lächeln; sie war geduldig und allzeit fröhlichen Gemütes.

Heute aber hatte Suse kein Ohr für diese genügsame Altersweisheit. Etwas Fiebriges, Fahriges war in ihrem Wesen.

"Base Gertrud, wie hältst du das nur aus!?" fragte sie und zupfte mit zuckenden Fingern an der Bettdecke. "All die Jahre — so hilflos . . . so gar keinen haben!"

Die Kranke streichelte die unruhigen jungen Hände. "Ach Kindchen, ich denk immer, der liebe Herrgott weiss schon, wofür es gut ist. Kann hier viel abbüssen. Dann hab ich doch kein so langes Fegfeuer. Is nicht alles im Leben so goldig, wie's sich von aussen ansieht, Suschen," plauderte das alte Weiblein weiter, mit einem forschenden Blick auf das junge Mädchen. "Is viel Katzengold. 'Birgt sich viel Leid unter Sammet und Seid', sagt das Sprichwort. Und am End, wenn man da drüben auf dem Kirchhof liegt, da fragt man nix danach, ob man im Leben ein bisschen gehungert und gefroren hat — auch ob das Herz ein bisschen gefroren hat und einsam gewesen is. Da fängt ja erst dat richtige Leben an, Kind."

Suse schüttelte sich. Nein! Nein! schrie es in ihr. Das ist ja lebendig begraben sein!

Wenn das auch ihr künftig Los würde . . . ihr eigenes! Wenn sie einst so verlassen da läge, in Elend verkommen!

"Auf et Sterben, da freu ich mich grad drauf. Und auf den schönen Himmel! Und kuck mal hier, Susken — hier mein Sterbezeug hab ich schon fertig, wenn sie mich mal tot finden! Wo doch dat Herz nich recht will. Und alles selbst genäht! Und bereit bin ich auch, wenn der Herrgott kommen will."

Es fröstelte Suse. Sie verstand nichts von der Grösse dieser schlichten Tagelöhnerseele; sie sah nur wie in einem Spiegelbild ihre eigene lebendig eingesargte Zukunft.

Fort! Fort aus der armseligen Heimat, die einem das Herzblut aussog! . . .

Hastig murmelte sie ein paar Worte, presste der Gertrud die gichtverknorpelte Hand und wandte sich zum Gehen.

Aber an der Türe kehrte sie um, fliegende Röte im Gesicht. "Base Gertrud, du bist immer gut zu mir gewesen . . . Leb wohl!" Beugte sich und küsste der Ueberraschten den welken Mund — dann lief sie eilends fort. — —

"So eigen war Susken heut," murmelte die Alte sorgenvoll und schüttelte den Kopf. "Heilige Maria, behüte das heissblütige Kind!"

Draussen begegnete das Mädchen dem blöden Drickes. Der war seinem Bauern einfach bei einem Scheltwort davongelaufen und stapfte nun breitbeinig seinem Häuschen zu.

Beim Anblick des Mädchens grinste er vergnügt. Ah, die Suse! Das war eine Feine; die mochte er leiden! Für die ging er gern weite Wege, um ihr einen Blumenstrauss zu pflücken!

Mit plumper Zärtlichkeit griff er jetzt nach ihren Händen. "Susken, schön Susken . . . Drikkes lieb haben! Drickes heiraten!" bettelte er und tätschelte sie in seiner tappigen Weise — wie jedesmal, wenn er ihr in den Weg lief.

Aber Suse gab dem plumpen Freier angewidert einen Stoss vor die Brust und eilte davon.

Trotzig sass sie daheim vor ihrem Klöppelkissen und gab nur knappe Auskunft über die Näh-Gertrud, mit finster gefalteter Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

ALLE VIER MINUTEN EINE SCHEIDUNG

In der Vereinigten Staaten herrscht auf dem Gebiete der Ehescheidung Hochbetrieb. Durchschnittlich wird jede vierte Minute eine Ehe geschieden, und selbst die berühmtesten Scheidungsländer, wie England und Japan, bleiben gegenüber dieser Schwierigkeit zurück. Da viele Ehen jenseits des Ozeans noch in den Kinderjahren geschlossen werden, ist dieser Hochbetried im Scheidungswesen erklärlich. Zurzeit gibt es über 12,000 Ehefrauen, die noch nicht das fünfzehnte Lebensjahr erreicht haben, und über zehntausend weitere Frauen sind noch nicht siebzehn Jahre alt. In den letzten Jahren ist es modern geworden, sich in Paris scheiden zu lassen. Wann aber wird's modern, in Liebe und Treue auszuharren?

"Wenn der Mensch einmal auf Abwege geraten ist, wandert er weit in ziellosem Irrtum. Und gerade so, wenn das reine und ungetrübte Licht der Wahrheit zurückgewiesen wird, wird der Mensch notwendigerweise in Dunkelheit begraben und irregführt durch die verdorbenen Phantastereien, die ihm bei jedem Schritt entgegentreten. Wieviel Hoffnung auf Leben kann für diejenigen bestehen, die den Brunnen und den Quell des Lebens verlassen haben? Christus allein ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und wenn wir ihn verachten, verlieren wir diese drei unumgänglich notwendigen Vorbedingungen zur Seligwerdung. Christus ist für uns der Weg, weil wir von dieser unserer irdischen Wanderschaft, die so weitaus mühsam und mit Gefahren verbunden ist, zu Gott, unserm höchsten und letzten Gut, gelangen können, wenn wir Christus haben uns zu leiten und zu führen. "Niemand kommt zum Vater ausser durch mich."— John. 14, 6.

Leo XIII.

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Between You and Me . . .

● Now that the post-war era is gradually coming into its own, it is well to think over the good things which the war has caused to take place in our lives and to try to keep as many of these as we can for the future. In many cases the war has brought many of us back to good, homely, satisfying pursuits. One of the chief causes of this was the shortage of cars, and the rationing of tires and gasoline. Many of us learned to walk again, to plant and cultivate a garden (of a kind); even to learn to talk to one another without saying "Where shall we go?" and to learn to enjoy good reading.

The last two, of course, go together, Good conversation presupposes good reading. No one can give out what he has not taken in, and since all conversation depends on an exchange of ideas, one must replenish the well of the mind if good conversation is to be a joy, inspiration and recreation.

For all of these one may draw upon the Marienbote. It aims to educate, stimulate, entertain and to provide the means of joyous conversation. You may not always agree with what it says, but at least it will give you something to think about and a lot to say. So don't just subscribe to it. Read it!

● The month of August always recalls to us the Feast of the Assumption of the Blessed Virgin Mary. "Assumed into Heaven," by James Paul Millen, is a masterful treatise on this doctrine of the Assumption. It can but help us to understand that in which we have always believed.

● A most interesting story of a man whose throat had been cut and who had been left for dead, once again regaining his health through his belief and confidence in the Blessed Virgin, is reprinted in this issue.

● Vacation time brings us the story of the Posts—an average Catholic family in many respects. Grace Keon's "Bought and Paid For" is well worth reading.

● "Some Don'ts for Holy Mass" is certainly going to cause some comments and an exchange of experiences. Tell us about some new ones . . .

● Because we have found it necessary to print the Marienbote a little earlier than usual this month, the Medical Corner has missed an issue. As we failed to notify the doctor of our circumstances, it is not his fault but is an oversight on our part. We ask his faithful readers to be patient until the next issue.

● Au revoir.

Vol. XIII. AUG., 1945. No. 11.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

Next Year's School

Next year's school? Catholic, of course. That is the immediate answer which must spring from the lips of every Catholic parent throughout the country. That will be the answer of every conscientious Catholic father and mother provided they are firmly rooted in the ground of Faith. Their answer cannot be otherwise if the Faith of Christ is really something alive, something substantial, something they put into practice in their daily lives.

The real Catholic leader of the future must be developed through a complete Catholic education. For the real Catholic leader must not only possess the faith, but he must have such a fine background for that faith that he can discuss it intelligently and present it ably to the world about him.

Just what is the purpose of education, or more properly, what is the purpose of Christian education? Is it to develop a person physically, or to train one mentally, or to widen social contacts? It is much more than any of these. In his encyclical, "Christian Education of Youth", Pope Pius XI has told us that "the proper and immediate end of Christian education is to co-operate with divine grace in forming the true and perfect Christian." This statement is expressive of the highest aim of all true educational endeavour. In other words there must be the training and education of the **entire man.** To train or educate one only physically, or mentally, makes only half a man; he must also be trained spiritually. The fundamental principle underlying Catholic Education is that religion, faith and morality is the most important item in the life of man; that religion must be the mainspring of life; that religion must be the source from which is drawn the motive of action in important decisions. Temporal interests and pursuits, indeed, are not to be excluded, dare not be excluded, in the training of youth, but they must be moulded, ennobled, and perfected, and subordinated to the spiritual.

It is quite true that some Catholics do not lose their faith in non-Catholic schools. But they do not learn their faith either. And furthermore, is that any reason why they should needlessly be exposed to such a danger? It is true that after high school some students think they have pretty well learned their religion. As a matter of fact they know very little of the philosophy and the deeper significance of their faith. One is tempted to ask why. Why are many Catholics ignorant of their Faith even after years of religious training? No doubt many and various are the answers, typical among them could be some of the following: Religion is just another subject. Pupils are not interested, and do not pay attention, because they do not see its value for life. It is just an easy credit. Born in the faith, they take their religion for granted and never bother to reason out its motives and proofs. A poor excuse would be the day and age in which we live, that it is so fast there is no time for the serious thought necessary for religious knowledge. On the other hand, we can find denials to this question, because many Catholics know much more about their faith than they are given credit for, far more than most non-Catholics know about theirs. Then too, most people know many things they cannot put into words before an audience.

Whatever the answer, it is most true that in order to know one's faith, it must be lived—its principles must be incorporated into our very lives. And how is this possible except through a thorough religious training such as we receive in our Catholic schools? It is true that some non-Catholic schools have social prestige and the advantages of tremendous endowment. But they do not have Christ in their chapels, they do not have Catholic truth in their classrooms, they do not have Catholic morality on their campus.

As a result of this deficiency many of our Catholic students not only have grown apathetic and lukewarm or come from their education afraid to face a Catholic question or to act as Catholic leaders, but even lost their faith in non-Catholic schools. To these we echo the wish and will of the Holy Father:

Next year's school and every year's school must be Catholic.

ASSUMED

By James Paul Millen.



On the fifteenth of August the Church celebrates the Feast of the Assumption of the Blessed Virgin. In the Mass for the day and likewise in the Holy Office, which the priests pray, the most beautiful prayers are recited in honor of Mary Assumed into Heaven. In the Introit of the Mass, for example, we read: "Let us all rejoice in the Lord, celebrating a festival day in honor of the Blessed Virgin Mary, for whose Assumption the Angels rejoice and give praise to the Son of God"; and in the lessons of the Office, the following: "Today the holy and living ark of the living God, who in her womb conceived her Creator, rests in the temple of God, which is not made with hands."

When we celebrate the Feast of the Assumption of the Blessed Virgin Mary we profess our belief in a great mystery intimately connected with the Redemption and we pay tribute to the exalted dignity and glory of the Mother of God. On this Feast we honor in a special manner the Queen of Heaven, glorified in soul and body, reigning over the entire heavenly Court. The Church calls our attention to the truth that Mary's Holy Body did not see "corruption", but shortly after her death, was reunited to her Soul and taken up into heaven.

Though the Church has not **defined** this truth as a dogma of faith, she is far from being indifferent to our acceptance of it. All theologians teach that the doctrine of the Assumption of Mary into heaven must be accepted and believed by Catholics. Such is the teaching of great masters, such as St. Peter Canisius, Francis Suarez, Melchior Cano, and Cardinal Lugo. Already in the seventeenth century Jean Launoy, a professor at the University of the Sorbonne at Paris, was expelled from the University for his denial of the doctrine of Mary's Bodily Assumption. In the year 1407 a certain John Marcellus preached to his people in Paris on the day of the feast, and explained that the faithful were not obliged to accept this mystery under penalty of mortal sin. The bishop of Paris and the faculty of the Sorbonne University, however, not only obliged him to retract his false teaching but also insisted that he publicly admit his error before the people. Likewise Benedict XIV in his great works, "On Feasts" and "On the Canonization of Saints", expressly declares that the doctrine of Mary's Bodily Assumption is not a mere opinion, not a mere probability, but a most true and certain teaching.

When we make the statement that this truth must be held by all Catholics, we do not mean to assert that it has been defined. Most theologians hold that it is not yet defined, but that it is definable, or ready to be defined at any time the Church chooses to make the definition; however, some theologians, for example, Cardinal Lepicier, do say that the Church has already defined the matter in her ordinary daily teaching. In view of the fact that we cannot prove that the Church has defined the doctrine, we cannot accuse those of heresy who deny it. However, we may not conclude from this admission that one is therefore free to reject or accept the doctrine. There are many doctrines which Catholics must hold, even though the Church has not defined them or declared them to be dogmas of faith. One would be rash indeed to oppose a teaching on which all theologians agree, even though it be not defined. One is surely not free to reject the statements and decisions of the Church as found in papal letters or encyclicals, in decisions of her commissions, although ordinarily none of these expresses a dogmatic definition.

On the doctrine of Bodily Assumption all the theologians agree; they speak of it as most **true**

INTO HEAVEN

and **certain**, or as definable doctrine. The Church has made her position clear: she has established the Feast of the Assumption and made it a holy-day of obligation in many countries. Churches and chapels have been erected under this title; prayers to Mary assumed into heaven have been indulgenced and approved; there are two mysteries of the rosary which direct our prayers and meditation to Mary assumed into heaven. Innumerable are the explanations of the doctrine approved by the authorities of the Church, whether it be in books or prayer and meditation, or in written sermons and catechisms, or in sermons and instructions to the faithful by priests and bishops. From all this it is apparent that the Church holds and wishes us to hold fast to the truth that Mary is bodily assumed into heaven.

Very rash indeed would be the Catholic who would deny this doctrine in the face of all theologians and of the very authority of the Church. Such rashness would surely be a mortal sin, as a number of theologians expressly state.

Most writers who discuss this beautiful mystery offer considerable evidence for it from Christian antiquity. Very lofty prayers and sermons could be quoted in their entirety, but I shall content myself with a few very brief passages: Thus in the Sacramentary of St. Gregory the Great, for the feast of the Assumption, there is the following prayer: "Estimable unto us, O Lord, is the festivity of this day in which the Holy Mother of God underwent temporal death, for She Who brought forth Thy Incarnate Son could not be held by the bonds of death." No less lofty is the following from the writings of St. Gregory of Tours: "The Lord commanded the most sacred Body of the Virgin to be borne into Paradise, where it is now united with her soul, and exulting with her elect, she enjoys the good things of eternity without end." "O wonderful thing," says Andrew of Crete, "the birth was altogether without corruption, nor did the sepulchre permit the corruption of death." Striking is the thought of Germanus of Constantinople who addresses Mary in this manner: "Thy spirit lives forever and Thy Flesh did not suffer the corruption of the grave." The most important evidence of the early Fathers of the Church, however, comes from St. Epiphanius who flourished in the fourth century: The scriptures are silent on the glorification of Mary, says this writer, lest they speak of things which are too exalted; nor would he (Epiphanius) dare to say what he thought, except that it would seem that the Ark of the New Testament was taken up into heaven. In another place he explains: "In blessedness is the holy Body from which Light came forth into the world."

The tradition which is the foundation for the above argument is brought out very beautifully by the history of the Feast of the Assumption which is of very early origin in the Church. Noteworthy too are some of the prayers said in connection with its celebration and found in the ancient missals. It should also be borne in mind that we find these honors paid to Mary's Assumption in both East and West, and that even those Oriental Churches which fell away from the union with the Holy See still honor Mary's Assumption.

There is a close connection between the doctrine of the Assumption and that of the Immaculate Conception, not merely in their interesting history, but also in their very nature. Now that the Church has defined the doctrine of the Immaculate Conception we can more readily defend and expound the doctrine of the Assumption. The Church herself has pointed the way and laid down certain principles which shed much light on our doctrine. On the basis of these principles we can show the working of God's plan and the necessary connection between that plan in the Redemption and the Bodily Assumption. The truth of the Assumption is implicitly contained in the doctrine which sets forth Mary's relation to her Son and her share in the Redemption, and especially in the teaching of her own singular Redemption.

From the Church's teaching on the Immaculate Conception we know that Mary was singularly free from sin and its punishment; she was altogether free from the power of Satan; she was singularly endowed with grace. Now her freedom from sin and Satan together with super-abundant grace includes three things: 1) Mary was never deprived of grace nor guilty of the slightest sin, as the Church has defined in the doctrine of the Immaculate Conception. 2) She was free from all passion and concupiscence, so that we compare her with Eve before the Fall and even with Christ Himself; this freedom from concupiscence is the reason why she spent her whole life without even the slightest sin or imperfection. This doctrine which holds that Mary is free from all concupiscence is taught as certain by theologians. 3) The

freedom from the corruption of death. We cannot deny that Mary died, for the simple reason that she was linked with Christ in the work of Redemption and it would seem unbecoming if she were spared death. However, death was not a punishment for her. As to the corruption which follows death if Mary had been forced to await the final day of Judgment for the resurrection and glorification of her body, or if her body had undergone decay and corruption, she would have been subject to Satan, the Author of Death; even though this subjection would have been according to the body, it still would have deprived Mary of an important fruit of Redemption. In this important consequence of Redemption she would have been like ordinary mortals. God's plan which demanded for Mary an altogether **extraordinary Redemption** and **fulness of grace** and incomplete but marred. In view of the Church's complete but marred. In view of the Church's teaching on the singular character of her fulness of grace as expressed in the dogmatization of the Immaculate Conception, we know that God planned for His Mother also this triumph over sin and death.

She was to be full of grace, beyond all mortals and all spirits, she was to triumph completely over Satan; only where the work of Redemption demanded was she to suffer the consequences of Adam's sin. Only for this reason did both she and Christ possess suffering bodies, and submit to pain and death, He as our Redeemer, she in union with Him. By right of her sinlessness she should have been impassible and immortal from the very beginning of her life, but because she was the Co-Redemptress, because she was the Mother of the suffering Redeemer, she submitted to pain and death. But corruption after death was not necessary to her office; it would not contribute to her share in the great work of man's Redemption. Rather should we say it would detract from her and from her work.

A sound and unshakable principle of theology demands that we attribute to Mary all prerogatives which can be consistently bestowed upon her without interfering with what is necessary or proper for human nature itself and for her cooperation with her suffering Son. In accordance with this principle we proclaim Mary endowed with great gifts of mind and body, with abundance of grace, freedom from sin and from the consequences of sin. In accordance with this principle we hold that she was granted the anticipation of resurrection of body for which other saints await the Day of General Judgment: she was bodily assumed into heaven.

Most unseemly would it be if Christ would permit the flesh of His Mother to see corruption, the flesh from which He **assumed His own.** As she was free from the corruption of sin at the very first beginning of her life, so she was to remain free from all corruption at death and after death; she was to have soul and body reunited and thus with her integral nature, body and soul, reign in heaven with her Son. Corruption in her death would have been a dishonor to her Son. Nor could His filial love and reverence for His Mother have permitted that whilst her soul was with Him in glory, her body should have remained on earth corrupted until the day of Judgment. It is the nature of love to yearn for the presence of the one loved. Can we doubt that Christ, all-powerful and all-tender, would have kept that blessed body from union with Mary's soul? The arms which embraced Him tenderly, the lips which kissed Him lovingly, the eyes which watched over Him solicitously were not to suffer the corruption of death.

Beautiful are the words of the office recited on the Feast of the Assumption. They are taken from St. John Damascene: "In what manner could death devour this truly Blessed One, who harkened to the word of God, and who was filled with the operation of the Holy Spirit, and who without passion and virile co-operation conceived the Son of God, and who without pain brought Him forth, and consecrated herself entirely to God; how shall it be possible for the **depths to detain** her? How shall **corruption** enter that body in which Life itself was received?"

Is it not true that Mary was most like to her Son? Like to Him in suffering, death, burial? Is it not true that she merited the glory of heaven and the resurrected glory of her sacred body? Would it not seem that she should be like to him, in as far as it was possible, in the glorification of her body shortly after death? If graces beyond all those given to others are given to her, surely this grace and favor could not be denied.

The Christian sense of fitness is outraged at the thought that the holy body of Mary should ever be made to corrupt in the grave. In the history of this doctrine, there is a slow development, but scarcely any violent denial of its truth. Scarcely anyone ever dared to assert that Marys' body was corrupted. The few objections we know of are recorded by theologians to show how the authorities in the Church took immediate steps to correct such error. And even in these instances the denial did not go so far as to assert the actual

(Continued on page 35)

Man Left Dead Walks Home

Paul Kim, devout and serene Christian gentleman, must somehow be related to the great St. Denis of Paris, of whom it is said that, after being beheaded, he did pick up his head and bear it some 20 paces. Not being so thoroughly decapitated, however, Paul carried on for seven miles.

He was making a journey afoot, in midwinter, through Manchuria. The sub-zero weather spurred weary feet, and in good time Paul was cheered by the sight of a wayside inn. He entered, to find two others already at tea.

Closer acquaintance made Paul sorry he had dropped in. "Rash judgment is a wicked thing, but the rashness in this case," said Paul to himself, "would be to suppose they were not thugs." So, though sorely fatigued, he tarried only for the briefest sup ere sallying forth again.

Once more in the clear, Paul trudged on to recapture the loneliness that now appeared a blessing. "Safe at last," sang he, amid short but contented gasps. He looked back. Bliss fled in terror. There they were, not 100 yards behind!

Paul started to run. The pursuers resented the implication and in no time overtook and seized him. The few appropriate remarks with which Paul rose to the occasion were interrupted by a blow on the head that completely stunned him. Sometime later he recovered sufficiently to be aware of their going through his clothes. "I'll pretend I'm dead," thought Paul, "and perhaps they'll let me be."

Just then one of the thugs found Paul's penknife. "Just the thing," quoth he, "to cut a throat with," the which he at once proceeded to do; his pal holding Paul who during the operation again lost consciousness.

Long after, Paul's spirit came back for the second time, but very feebly now. The world was dark. The bandits were gone. He was all alone, and he was dying! Sudden fear stirred Paul, against all his inclination to lie there in that frozen numbness, and it was the wholesome fear of dying without the last Sacraments.

Every day for years he had said a special three Hail Marys for the grace of a happy death. "Surely," he now told himself, "after all the years I've asked her for that, our blessed Lady won't fail me. Surely she will keep me alive till I get to a priest. That's why I'm alive now."

Desperately he struggled to his feet and staggered along, quite lost to all direction, yet barely aware of the road. Paul discovered why he was not yet dead. He couldn't turn his head. The whole front of his body was a solid mass of crimson ice, where the sub-zero air had frozen the blood pouring from his throat and finally clotted the mortal hemorrhage.

After a few yards Paul was down again, so grievously had the loss of blood enfeebled him. Again the almost irresistible temptation to humour the dying body and lie there at rest; again the resolve of the undying soul to try once more. How many times he repeated this process during that awful journey Paul has no recollection. He looks back upon the experience as an interminable hell. But there was promise of heaven at the end of it, so he kept doggedly on, until at last, when the long litany of falls had drained the very last of his strength, came our fair Lady to reward her gallant knight with the vision of a friendly light.

Paul stumbled toward it and managed to arouse the folks, but when he would beg them to get a priest, he found to his astonishment that he could utter no word at all, but only a hiss through his severed windpipe. However, the sole treasure the robbers had left him, his rosary, served, with gestures, to convey his need. The farmer understood, hurried off on his horse, and soon brought the padre, and a doctor as well, who stitched Paul's head back on again.

"So I didn't die," says Paul, "but I would have, only for my confidence in the blessed Virgin."

—Catholic Digest.

---

192 Canadians (51 priests, 24 Brothers, 117 Sisters) were sent to mission fields in the year 1944. 117 of these missionaries are from the Province of Quebec. The Oblate Province of Eastern Canada alone sent 12 Fathers and 5 Lay Brothers.

Bought and Paid For

—Grace Keon

THE POSTS WERE NICE PEOPLE — the kind a priest is glad to have in his parish. Middle class. Real Americans. Practical Catholics. By trade Ned Post was a carpenter, but he saw into the future when he set up a garage and machine shop on the empty lot beside his seven-room house and turned his taste for mechanics to good use.

He prospered. His wife was pleasant and thrifty, and there were five boys — Neddie, sixteen; Lou, a year younger; John, twelve; Phil, eight; and Jimmy, the baby, just four. And what plans the proud father made for them all! Edward Post and Sons! An exclusive agency! An attractive salesroom! Accessories! Repairs! Ma would wear diamonds, then, and costly furs! (Ho! chuckled Ma to herself.) "Post Will Keep You Posted!" Some slogan, wasn't it? Neddie would be his right hand. Lou his left. Later, John and Phil —

No one ever argued with him. No one ever said, "Suppose Neddie — or Lou — or John — or Phil — have 'different' ideas?" His wife loved him too dearly even to suggest it, and once, when Father Hanson made mild remonstrance, warning him not to build too much on the unknown, Ned roared with laughter. Barring death or illness or misfortune — which God prevent! — what could be more sure?

So Father Hanson hesitated now, standing gravely outside the gleaming windows of the long shop on this bright May morning. Then he drew a deep breath and entered. As he walked toward the rear of the workroom, Post jumped down from his stool.

"Just thinking about you, Father!"

"Were you, indeed?"

"Like you to go to the house and have a talk with Ma," went on the man. "She seems a bit down-hearted. No reason. I'm O.K. So are the boys. And, as far as I know, so is she."

"I've seen her," said Father Hanson.

"What's she worrying about?"

"Oh — everybody worries, more or less."

"I don't. That's a luxury I can't afford."

"Not even when she does?"

"She comes first if there's anything really the matter — but there isn't. So what? So who?"

"Couldn't be you, Ned?"

"If you saw the meals I put away" — his hearty laugh echoed through the place — "you'd know what a joke that is!"

"It mightn't be the meals."

"Now, now!" Ned Post put his hands in his pocket and teetered back and forth on his heels. "If you mean all this — let me have it."

"It should be glorious news!"

"Then it must be. If you say so, it must be."

The priest was silent. His glance took in the long room.

"Got a great place, Ned."

"Yes, I have. And great ideas. Hope I live long enough to see them come true. Sometimes I lie awake nights, watching the big sign I mean to put on top of our new salesroom on Lincoln Avenue! POST & SONS! And we had so little when we started, Ma and I. Just two pairs of hands."

"Remember St. Theresa — two pairs of hands, and God, Ned."

"Yes, God has blessed us — I thank Him. All the time." He looked at the priest a little sharply. "How about it, Father? You wan't something?"

"The God who has blessed you, and whom you thank so constantly — wants something."

"Of course. What?"

"Neddie. He's asking to go to the Seminary in the fall."

The priest saw the instant change in the man. He waited for a comment. None came. Then he turned and went out quietly, not looking back. Whatever his reaction Ned Post would go through it alone.

The big fellow leaned against the desk, his face expressionless. Presently he left the shop, went into the house. His wife was seated at the kitchen table.

"That you, Ned?" she called, cheerfully.

"Yes," He stood over her. "How long have you known?"

Her fingers tightened on the paring-knife. "A few weeks," she said.

"And told me nothing?"

"There was nothing to tell. I couldn't —"

His eyes flashed angrily.



"Bring up a family, indeed! Work your head off for them! Give them everything ! And in so important a matter as this — 'there's nothing to tell!' "

"But, Ned, I've not been sure — "

"You can be sure of this: Neddie'll change his mind. Quick!"

"You'd — you'd dare — Why, Ned, no one could go against it!"

"Is that so?"

His voice was bitter. "I'm against it! My boys are going to stand side by side with me, build up a business with me—"

"You can't — "

"Sixteen years old! That's certainly swell! Sixteen years of reckoning and hoping and waiting — and now — " He snapped his fingers. "Like that! The seminary! Who put that crazy notion into his head? You?"

"Crazy notion!" exclaimed his wife. "If any one's crazy, it's you. Do you realize that the boy wants to be a priest? A **priest**? When he told me a month ago — Well, I couldn't say anything to you, Ned — I was so happy — "

"Give it up, Marie. Not this boy."

"What's got into you?"

"I — say — no!" He struck both fists on the table — straightened up then, and went to the door. "I'm in the shop. When he comes to dinner, send him to me."

"Ned! Please!" But he was out of hearing. Tears stood in her eyes as she resumed her homely tasks. Despite tragedies, near or distant, the routine of the day must be carried on, meals prepared, necessities furnished. Neddie and Lou came in together. Then John and Phil. Little Jimmy was already seated. Five merry, mischievous young faces —

"Where's Pa?" asked Neddie.

"In the shop," she answered — and looked at him meaningly. "He wants to see you."

"Guess I'll go now," he said, pushing his plate aside.

"Better so. Get it over. He's—" she put her hand on his arm: "He's not favoring it."

"I'm ready for that. I didn't think he would be." The boy left her. He was smiling — and that smile comforted her. After all, she thought, nothing much could happen. Neddie and his father loved each other. She sat down at table with the other children. The moments passed. She was anxious, curious. Presently a gay whistle sounded in her ears. She looked up.

"I'll have my lunch now, Ma," said her oldest son, cheerfully.

"Neddie! Your father —"

"Oh! A little cross!" He sat down and began his meal hungrily. John and Phil blessed themselves, pushed back the chairs. Lou, the thoughtful one, picked up the dishes and carried them to the sink. Neddie reached over and patted his mother's hand reassuringly.

"Don't fret, Ma."

"What did he say, Neddie?"

"Lots. Chiefly one grand thing. I'm bought and paid for, he says. Bought and paid for! Think of it! And I've got to buy myself back! Something in that, isn't there? Bought and paid for!"

"What does he mean?"

"I know what he means. Just what he said. Ma," he hesitate, "I promised to forget everything — for a while."

"Oh, Neddie! No, no, no!"

"Ma, it comes under the head of unfinished business." He chuckled. "Bought and paid for! Like a house! And the showroom! And the lots on Lincoln Avenue."

She shook her head, puzzled, disappointed. Neddie to "forget for a while"? Why, he couldn't, he couldn't — he musn't! He'd been in earnest — and Father Hanson had been positive. Her husband, coming to his belated meal a half hour

later, was so jubilant that even her downcast face could not depress him.

"You and your twaddle! What sort of dish have you been cooking up? That boy may have had a few ideas! Sure! All boys of his age get ideas! He soon saw the practical point of view. Mine."

"What did you say to him, Ned?"

"I put it to him, man to man. I told him I'd been building on him ever since he was born. I expected him to be an example to his brothers. If he failed me — they'd fail me, too. I'd been a good father. I'd sunk all my labor and time and youth and strength into my boys. They represented my investment — and I wasn't going to mark any one of them off as a total loss — not without a fight!"

"Oh, Ned, Ned, Ned!"

"He agreed, very sensibly, that I had right on my side — and we'd drop the matter."

"Well —" said the mother, "it's between you. And Neddie agreed with you! Sensibly! Just don't ask any sympathy from me when your conscience begins to torment you."

"Conscience —"

"Yes. You're about scared to death — or will be —"

"You're daft! Scared! Did you see Neddie when he came back?"

"I saw Neddie when he came back! I wouldn't want to be in your shoes!" She rinsed the dishes, her lips shut tightly. She was hurt and angry. Let them be, the two of them. If that were all Neddie — But it couldn't be! There was a reason for this — something she couldn't understand. Even Father Hanson, when she met him, seemed different.

"What do you think of Neddie and his father?" he asked. Too placidly, by far.

"What do you think of them?" she countered.

"Not bothered are you?"

"Not unless you are, Father!" she answered, pointedly. He smiled and went on.

THE MATTER REMAINED THUS. Summer progressed, fall came. Neddie went back to school, Lou also. The mother never alluded to what had gone by. But the father did. She and her notions! Father Hanson and his! It took a practical man —

"Now, now, Ned," protested his wife. "Let's not talk about the affair."

"Why not? Won't you agree with me that it was just a fancy?"

"Very well, very well."

"Only a whim. Wasn't it?"

She turned on him, then, stern-lipped, accusing.

"I said you'd be scared to death — and you are! Scared! Yes, I mean it — think Neddie had a vocation — and you wouldn't encourage it! Maybe I have to grant you that Neddie wasn't sure. But he hasn't altered a particle. He's never opened his mouth to me, but he's as often in church as he ever was — oftener. — And Lou —"

Her expression changed so quickly that her husband stared, while the eyes she lifted to his were so amazed, her lips trembeld so, her hands quivered so, that his wonder turned to concern.

"Ma! What's wrong?"

"Nothing, nothing!" she answered. Her forehead was damp, beads of moisture had gathered about her mouth. For one puzzled moment her husband looked at her — then shrugged his shoulders and turned away, washing his hands once more — unnecessarily — and drying them on the roller towel. Furtively his glance sought her again. She was very pale.

"Post & Sons!" he boasted, to counteract the sinking sensation in his heart. "Edward, Sr., Edward, Jr., Louis, and John! In another year that property on Lincoln Avenue will be paid for. The next year we'll build! POST YOUR TROUBLES WITH THE POSTS! Good, isn't it?" He chuckled.

The color was coming back to her cheeks, and the gaze she lifted to his was gentle with compassion.

"Why do you look at me like that?"

"They're your boys — yes. But they're individuals, too. They can't perform for you like monkeys on a string, Ned."

"I've got work to do!" he said gruffly. "Maybe some time you'll tell me what's got into you. Don't I give you everything? All I have belongs to you and the boys — and you talk about monkeys on a string to me —"

She did not answer. He left her then, uneasy and upset. Something had happened within the last few minutes — something that threatened his peace. There were a dozen letters to be answered, checks to be made ready for the bank. But he couldn't attend to them. He could think only of Marie's astonished, frightened, awed face.

Then Father Hanson came in.

Just as on that other morning a year ago — that never-to-be-forgotten morning, the priest came down the long aisle, and Ned Post extended a welcome hand. And now Ned Post knew that the sickening sensation in his breast was real. This was no idle visit —

"Well," he began, bravely. "Well — I suppose you've come with news of a sort? You look as if you had."

"I have. And it's even greater than the news I brought before."

"Oh! That! You see how right I was to squash that boyish nonsense, don't you? A few sensible remarks from a sensible man —"

"Exactly." The priest smiled. "Very sensible remarks, Ned. You preached a powerful sermon to your oldest son that day — better than any of mine. You'd told him you'd bought and paid for him —"

"So I did — and so I have!"

"We've all been bought and paid for. Christ did the buying and the paying long ago — and every single priest, every single religious, who dedicates himself or herself to the training and ransom of souls is merely trying to clear off a little of the debt that the world owes Him. Neddie thought that when you spoke to him. Neddie told me so with his own lips. A beautiful expression, Ned Post. We've all been bought and paid for by our Blessed Saviour."

There was a silence between them. Then Ned Post drew himself up, and said quietly:

"Let me have it."

"It's Neddie — yes, it always was Neddie —"

"All right then. If he wants —"

"And now Lou. Lou has made up his mind. That was why Neddie was satisfied to wait —"

* * *

"Why, Ma, we didn't dare tell even you!" cried the older boy. "And now — look at Pa! Look at the way Pa is taking it!"

"You didn't have to tell me," said the mother gently. "I think I must have understood right from the beginning — only I couldn't see clearly. It was only of late that I recognized what the closer companionship between you two meant — the way you went to Mass together — received together — attended devotions together —"

"But Pa has changed so much!"

"No," returned his mother. "No. I realized you were on his conscience every minute. He's been terribly uneasy — and God forgive me, I didn't spare him any. But now, no matter what happens, he's at peace. He's young enough, and he's strong enough, and he can begin to build on John and Phil, if he likes. By this time next year —"

"This time next year, Ma?"

"I'll have to keep reminding him not to boast so much about his two boys in the Seminary!"

ASSUMED INTO HEAVEN

(Continued from page 30)

corruption of Mary's body. Regardless of the great desire of the faithful to treasure the bodies of saints, no town or city claims to possess Mary's body. Nor has anyone ever claimed to possess a part of the body as a holy relic. This fact, though not in itself a conclusive proof for the Assumption, does reveal most strikingly the conviction of Christians in all ages that the body of Mary was singularly favored beyond that of all other saints.

The thought of the Queen of Heaven reigning in the glory of body and soul should be an incentive to us to grow in loving esteem for her, to place our trust in One who is so great and glorious, to increase our faith and hope: our faith in the great and beautiful truth of the resurrection of the body, and hope that we too shall one day rise again. The sufferings and trials of this life can be borne with greater patience, the allurements of the flesh overcome with greater constancy, if we in such faith and hope, pray to Mary our Heavenly Queen assumed into glorious union with her Son.

It is the teaching of many theologians that the places which would have been given to the fallen angels, had they not sinned, are to be given to those who washed their robes in the Blood of the Lamb and attained to eternal glory. Surely the highest place, lost by Lucifer, would belong to the one who has won the greatest merit in the sight of God. In a manner that place, as Head of Angels and men in glory, belongs to the Mother of God. Her glory, however, is far higher than that which any angel would have merited. It is altogether singular. With a great theologian we may say that she constitutes a special choir, filled with glory. "In this sense the Angelic Doctor, when he states that the predestined are taken up to the angelic orders, expressly maintains that the Most Blessed Virgin is above all." (Lepicier).

You cannot prevent the birds of sadness from flying over your head, but you may prevent them from stopping to build nests in your hair.—Chinese proverb.

Humor is not an obstacle to sanctity. If you can find nothing else to smile at, there is always yourself.



BAY MILD

A Novel by Louis Kintziger

(Bruce, $2.00)

The story of Bay Mild is not a new one. Its theme has been translated into story form many times. Bay Mild, the son of a simple fisherman, "loved the water and the country (Northern Michigan) of which he was a part," but he did not like the smell of fish. It was his wont to gaze over Noquet's Bay, lying in peaceful tranquility, and dream of the day when he would "make his thunder heard." His thunder would have to be heard, for there was Ruth Thielly, the girl whom he had dubbed "Blue Eyes" the first day he saw her in the schoolroom years ago. He dared not expect Ruth to marry him, as he was "a ragged fisherman whose hands were covered with fish scales," the son of a social outcast father, the stepson of the ever perniciously plotting halfbreed woman, Neida.

The reader will find in Bay Mild a character whose life is apparently destined only for hardship and sorrow. Seemingly, nowhere in the book is there an escape for Bay Mild from himself. He is continually hemmed in by his own sullen nature, an inferiority complex and a lack of determination to act. In consequence the reader may find the book somewhat depressing, even pessimistic.

One day, Ruth brought Father Holly to see Bay Mild. "Meekness, Bay," he said, "and hope and faith. They make thunder! Make the kind of thunder, Bay, that God can hear!" Bay never forgot this counsel.

Then Truk Feader came along. Truk had "smooth white skin, a winning personality." Bay Mild had a rival. A twofold barrier now stood in Bay's way to Ruth. One in himself, the other in Truk Feader.

There follow intrigue upon intrigue, disaster upon disaster, culminating in the greatest of them all, the loss of Ruth to the villainous Feader. But Bay kept on hoping, and his hope was not left unrewarded by Him in Whose ears Bay's thunder was finally heard. J.J.K.

PERSONALITY AND SUCCESSFUL LIVING

By James A. Magner

(Bruce Publishing Co., Milwaukee, $2.75)

Within the last few years many books have been written on the meaning and development of Personality. There is a special appeal in such terms as "personality" and "character", and the reading public eagerly devours whatever books are offered on the subject. And yet, in spite of the wide circulation of such "best sellers", we must sadly admit that there seems to be but little improvement in the personality of the readers. The reasons are not far to seek, since the vast majority of personality books are treated from a purely material and natural point of view, offering the reader nothing but a collection of anecdotes concerning outstanding personalities for imitation, without supplying the basic principles and convincing motives for such imitation. To speak of personality without considering the final end of man is to leave half unsaid on the subject.

Father James A. Magner's book "Personality and Successful Living" treats the subject from a christian point of view. Father Magner ably shows that true personality cannot be perfected unless modelled upon the exemplar, the perfect man — Christ. Unlike so many "best sellers" Father Magner offers his readers a mine of psychological facts and data, all solidly supported by sound religious and philosophical principles. The reader is not only shown the perfect and ideal personality, but is also given the practical rules to develop his own personality. Father Magner furnishes his readers not with negative but with positive and constructive guidance, stated in such clear and interesting language, that on putting the book aside, we express the interior regret that such a book had not been placed in our hands years ago. We feel that although we may not be able to add one cubit to our stature, "yet it is within our power to modify, change, develop, and perfect our attitude of mind, our emotional reactions, and the habits that fall under the competence of our wills. These habits and developed attitudes are what make up character and integrate personality."

This book is to be highly recommended to all who sincerely wish to succeed in life, and in a special manner to parents, directors and teachers whose duty it is to plant the seeds of true christian personality in the heart of the child. J.P.S.

A DYNAMIC WORLD ORDER

By

Rt. Rev. Msgr. Donald A. MacLean

(The Bruce Publishing Co., Milwaukee. $2.50)

While there is no dearth of books advocating blueprints for a New World Order, to find such a blueprint set forth on a solid Christian basis is the rare exception. Msgr. MacLean's book is such an exception. Too many there are who, erroneously regarding social reconstruction as a purely natural problem, would offer it a purely natural solution. A Dynamic World Order, on the contrary, beginning with the premise that man is something more than a mere element in nature's material and social forces, that he is a being composed of body and soul and hence ordained towards a supernatural destiny, offers the only true and effective solution to the gigantic task with which mankind is confronted today.

By way of introduction the author analyses the problem as it exists in the world at the present time. The conflict is not so much that of revolutionary and economic forces but rather of world ideals, Nazism, Nipponism, Fascism and Communism challenge the divine supremacy or

would fain deny the very existence of God Himself. Closely allied with each of these ideologies is the element of Racialism. The fundamental basis of the New World Order, if there is to be one, must be sought in Christianity. "Only return to God the Creator and Ruler of mankind and His universal moral law as embodied in revelation and the natural law will furnish the essential remedy."

Christianity has ever affirmed "the real and universal brotherhood of all men of whatever race and condition, under the Fatherhood of God." This basic principle must never be lost sight of, if a new world spirit is to triumph over cold individual and collective egoism.

A second basic contribution of Christianity to mankind is the doctrine of the intrinsic sacredness, worth and transcendence of the human personality. Consequently, man may never be regarded as the mere servant of the community. The latter, on the contrary, must ultimately serve the well being and perfection of man.

Recognition of the family, ordained by God as the basic cell of all society, is the third important factor that must be taken into consideration in the work of social reconstruction.

Bearing these three fundamental principles ever in mind, the author proceeds to draw his blueprint. Central in the theme of this pattern is the formation of a genuine League of Nations and a juridical organization endowed with a system of effective sanctions.

"A Dynamic World Order" is the result of protracted study by a competent scholar who has had the advantage of intimate contact with the finest minds of his time. The author has not hesitated to quote profusely from the encyclicals of the Popes, thus giving additional strength and authority to his work.

The book contains a preface by Cardinal Villeneuve, O.M.I., who warmly recommends "this scholarly work to the attention, not only of the public at large, but especially to the consideration of scholars, social scientists, statesmen, and all those particularly interested in world affairs."

—J.J.K.

Amongst the Firsts.....

- The first classical public school within the present limits of the U.S. was founded by Catholics in St. Augustine, Florida, in 1606. Elementary schools were maintained by the Franciscans in New Mexico in 1629, four years before the first school was established by any non-Catholic community within the original 13 colonies.
- The first university in the New World was St. Mark's, in Lima, Peru. It was founded in 1551 by Charles V of Spain and entrusted to the Dominicans. This was ten years before the Pilgrims landed, and 85 years before Harvard was begun.
- The first printing press on the continent was set up in Mexico City by Bishop Juan Zumarraga before the end of 1537.
- The first authors of printed books on the continent were missionaries in Mexico, who published 118 volumes by the year 1600.
- The first book printed in America was "Doctrina Breve", compiled by Bishop Juan Zumarraga and published in the City of Mexico, June, 1544.
- The first library in America was established by Fra Alonso de la Vera Cruz in Mexico City in 1551, at the seminary of St. Paul.
- The first hospital in America was founded in Mexico City in 1524, and was dedicated to the Blessed Mother.
- The first discoveries of New York's salt springs, of Michigan's copper mines, of Wisconsin's iron mines, were made by Catholic missionaries.
- The first planting of wheat and the first use of the plow on the Western prairies was made by Catholic missionaries.
- The first to introduce oranges on the Pacific coast, sugar cane and the silk worm in the South, were Catholic missionaries.

—Sacred Heart Almanac.

In a certain city, the congregation felt the need of a larger church. All the parishioners were asked to donate according to their means. One day a woman, poorly clad, showing every evidence of extreme poverty, appeared at the rectory and offered the pastor a dollar as her donation. The priest knew her dire need and said:

"Thank you for your good intention, but keep the dollar. In fact, I would like to help you, you are so poor."

The woman's deep faith was evident in her reply: "I poor? My dear Father, I am rich. Am I not a Christian, a daughter of the greatest King, and an heir to His Kingdom?"

Some Dont's for Holy Mass

By The Rev. Edward S. Schwegler

Don't drape yourself against the rear wall when there's plenty of room farther up. People standing in the rear distract each other and distract the speaker.

Don't plunk yourself down into the last seats if they are already full. "The last shall be first" was not said of people sitting in church.

Don't stake a claim to the place nearest the aisle and force everybody else to climb over you. (Only exception: illness, actual or possible, that may demand a hasty exit).

Don't think that because you pay seat money or pew rent, you have a perpetual right to some particular seat. No church of any size can guarantee to keep a special place vacant for you through all the Sunday Masses. Besides, seat money and pew rent are only a name for part of the financial support which you owe to your church.

Don't glare at strangers who come into your pew. Ordinary pagan courtesy dictates that you move over.

Don't sit and chat with your neighbor until the Mass begins. If you come early make a meditation, say some extra prayers, arrange your missal. You came to church to pray, not to chatter.

Don't kneel as though you had just made a three point landing. The pews may be too close, the kneelers too hard, the backs of the seat too straight—but a little penance might release a soul from purgatory!

Don't rubberneck every time you hear the church door open. That might be good form at the theatre, but in a Catholic church, where the King of Kings reigns in the tabernacle, continual turning of the head and stretching of the neck is lese-majesty: an insult to the Sovereign.

Don't go up to the votive stand to light a candle. The plop of the coin, the striking of the match, the very going up and down, distract both the priest and the congregation. Light your candles before or after Mass.

Don't eat candy or chew gum during services. This would be excusable only if you were a cow and the church a barn.

Don't throw used sanitary tissue under the pews.

Don't throw gum on the floor or stick it beneath the seats.

Don't read any further if you think those last two points are funny. Your courtesy quotient is zero, and will probably remain there.

Don't make a mad dash for the door at the last gospel, or in the middle of the concluding prayers. Ordinary courtesy, again, would demand that you remain in your place until the priest enters the sacristy.

Don't shove and poke your way out of church as though you couldn't leave the place fast enough. Such lack of consideration and reverence might help you to get to a place where you can poke and shove all you want, without the least result.

Don't leave church with the rest of the congregation if you have received Holy Communion. You should remain a few minutes, at least, in prayer and recollection.

Don't waylay the priest in the sacristy and try to conduct business with him when he still has half the vestments on. This might be excusable in country places or missions, where it is difficult to see the priest at other times. But in large city parishes such procedure is unforgivable. Immediately after Mass, the priest desires to make a thanksgiving, not to conduct parish business. After that he wants to take breakfast, or prepare for the next Mass. The proper place to conduct parish or personal business with the priest is not in the sacristy, but in the rectory.

The eminent psychologist who picked me up in his car let me pump him about his subject. Almost all nervous troubles, more or less, start with worry. And the strange part is that 90% of the things about which people worry never happen; 9% happen differently from what was anticipated; and the other 1% wouldn't be helped by worry anyhow.

Daniel A. Lord, S.J.

Woe to the land whose men are without honor and whose women are without virtue.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Should Catholic folks go to Protestant services? Should we treat protestant folks nice or ignore them when they visit us? What if they start to talk religion?

The law of the Church forbids active participation in a religious service that is not Catholic, because it is an implied repudiation of the faith which one as a Catholic professes to be the only true faith. For a just reason and as it were by exception, a Catholic may be present at a protestant service but may never participate actively, and there must be no danger of scandal. If there is a doubt in the matter, one should ask his reverend pastor, who will be more acquainted with the particular circumstances of the case. Non-Catholics must realize that when Catholics refuse to attend their services, it is not due to a lack of friendship or respect for non-Catholics' honest beliefs, but to do so would be a disavowing of their own in the only true Church.

However, charity demands that kindness be shown in dealing with them. The fact that one belongs to a non-Catholic religion does not justify any exception in this practice of charity. If they talk religion, the Catholic should welcome the occasion to explain his own faith and to assist the non-Catholic to the best of his ability to learn of the truth and of the true religion. He should offer his help to obtain the proper reading material for the non-Catholic and if interested, to introduce him to a priest, who will be better able to explain all about the Catholic faith to the non-Catholic.

Is it a sin for any Catholic to receive confession and Communion without having first received his or her "First Holy Communion"? You see, I know a person who did not receive his First Holy Communion as a child. This person grew up not knowing that he should have received his First Holy Communion. The matter was explained to him by another person. He then went to confession and Communion without instructions, but he was told by this other person how to go about it. Was he wrong in doing so, and should he have waited until the time came to make his First Holy Communion when other children do? He is about 30 years old now. Did he commit a sin by doing as he did or doesn't it make any difference—just as long as he went to confession and Communion? Please explain.

This man received his First Holy Communion when he received for the first time. It is not necessary that a special ceremony be connected with this occasion, though this extra solemnity is observed in each parish so that the greatness of the privilege will be impressed upon the minds of the young. From your letter it seems that the man went to confession before receiving Holy Communion, and so all is in order. The priest must have been satisfied with the confession, or he would have instructed him further. There is nothing more for him to do. Should he desire more instruction or feels that he needs more, he should tell this to a priest. He has not committed sin.

There seems to be growing interest in retreats for lay people, and I have often wondered just what a retreat really is. Could you tell me?

A spiritual retreat is a time, usually a few days, set aside for prayer and special spiritual exercise in company with other lay people. There are a number of conferences given by a priest, which conferences consider the problems of a spiritual nature that confront the lay person. Special time is given to prayer, private and in common, and to other religious and spiritual exercises. The greater part of the retreat period is spent in silence, though there is also some time given to recreation. During the retreat you take an inventory of yourself, diagnose your case from the spiritual point of view. A retreat is a time to correct mistakes, a time to plan again your life as a Catholic. What have we done, what are we really doing, what can we do for the honor of God, for the good of fellow men and for our own soul's salvation? These are questions with which we occupy ourselves during the retreat. These exercises are not only a retreat but also a treat. Many lay people call it just that.

What is St. Anthony's Bread?

This is the name given to alms in the form of money or other kinds of charity offered and disposed of in the name of the saint. Such alms are not always spent for bread; the term applies in a broad sense to any kind of charity done in the name of St. Anthony.

How can a dumb person gain an indulgence which is attached to oral or public prayers?

He may gain these indulgences by reciting them mentally.

What is a Crosier indulgence?

It is an indulgence of 500 days for each Our Father and Hail Mary said on a rosary blessed for this purpose. The privilege of thus indulgencing rosaries was granted to the Crosier Fathers, whence the name. Other priests may also obtain the favor of imparting this blessing.

Can a large number of venial sins render a person as guilty as one mortal sin?

No, because it is mortal sin alone which can make us lose the friendship of God and turn us completely away from Him. Hence one mortal sin surpasses in enormity all venial sins, no matter how numerous they may be.

Is a seller guilty of injustice when he bestows exaggerated praise on his merchandise?

Leaving the matter of possible deceit out of the question, it can be said that one might sin against truth, and we must admit that some do know how to stretch it, to put it mildly; but one would not thereby necessarily sin against justice, if he does this merely for the purpose of attracting customers, provided he does not sell above the established price.

Have you heard these?

The business man was interviewing his daughter's suitor.

"I regret I cannot see my way to allow you to marry my daughter at present," he said, "but give me your name and address, and if nothing better turns up in the near future, you may hear from me again."

A modern employer has ordered the following notice to be posted in his business premises:

"Any workman desiring to attend the funeral of a near relative must notify his foreman before 10 a.m. on the day of the game."

"My dentist was a fine fellow. Each time he extracted a tooth he gave me a glass of whiskey."

"Don't you go to him any more?"

"No, I haven't any teeth left."

"Half the City Council Are Crooks" was the glaring headline in a newspaper.

A retraction in full was demanded of the editor under penalty of arrest.

Next day the heading read: "Half the City Council Aren't Crooks."

"I understand you are looking for a new maid."

"Yes, our last one handled china like Japan."

Teacher: "Ikey, tell me the difference between shillings and pence."

Ikey: "Vell, you vouldn't be arrested if you walked down de street without shillings."

The preacher's evening discourse was dry and long, and the congregation gradually melted away. The sexton tiptoed up to the pulpit and slipped a note under one corner of the Bible. It read:

"When you are through, will you please turn off the lights, lock the door, and put the key under the mat?"

* * *

A young Swede appeared at the county judge's office and asked for a license.

"What kind of a license?" asked the judge. "A hunting license?"

"No," was the answer. "Aye tank aye bane hunting long enough. Aye wants a marriage license.

* * *

"Why did you leave your last job?"

"Illness."

"What sort of illness?"

"My boss said he got sick of me."

* * *

Mabel: "What's worrying you, David?"

David: "I was just wondering if Dad would see to the milking while we're on our honeymoon, supposing you said 'yes' if I asked you."

* * *

"Ya love this dame?"

"Yer cookin' with gas, Judge."

"And is this bozo yer bimbo?"

"I hear ya talkin'!"

"Nuff said. I pronounce ya hitched—now slip me two bucks and scram—next please!"

As men lose their belief in God, the state becomes absolute.

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$1,451.75
A Friend, from Kerrobert	1.00
Total to date	$1,452.75

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

"Queen of the Prairie Series"

A correspondence course of Catholic religious instruction on the Apostles' Creed by the Sisters of Service.

This course consists of twenty-eight leaflet lessons, each lesson accompanied by a set of objective questions.

For further information please write to the

SISTERS OF SERVICE
2220 Cameron St. Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....